Der Fürst.

Ein historischer Roman

von

C. F. Ridderstad.

Aus dem Schwedischen

von

Hanns Wachenhusen.

Erster Theil.

Pest und Leipzig, 1852.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

Erstes Capitel.

Zwei Reisende.

Gegen Ende des Junimonats 1796 fuhr ein mit zwei Pferden bespannter Reisewagen auf der Landstaße von Riga nach Petersburg. Er hatte bereits Oranienbaum hinter sich gelassen und näherte sich Peterhof.

Den mit Schweiß bedeckten Pferden sah man es an, daß diese Reise eine eilige war. Der Kutscher, eine stattliche Figur, in einen langen hellblauen Rock gekleidet, und mit einem Gürtel um den Leib, regierte die Zügel mit gewandter Hand; die Pferde waren bereits ermüdet und die Peitsche rührte sich schneller als sie.

Ein russischer Bauer, in einem eben solchen und bis an den Hals zugeknöpften eng anschließenden, wenn auch schon etwas grau gewordenen Rock, ging an der Seite des Wagens, sich an der einen Feder desselben haltend.

In dem Wagen saßen zwei Personen; die eine von ihnen war ein Mann von etwa vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, die andere wohl einige Jahre jünger. Beide schienen tief in ein Gespräch verwickelt.

»Sie sind nicht aufrichtig, mein Herr,« sagte der Aeltere; »Ihre Angaben sind widersprechend, und ohnehin zeigen Sie eine Verlegenheit, die Sie noch verdächtiger macht.

Ich bin kein Polizeibeamter, mein Herr, und spreche zu Ihnen wie ein aufrichtiger Freund; aber bedenken Sie, daß die russische Polizei nicht mit sich scherzen läßt... Sie erbleichen ... was soll ich von Ihnen glauben?«

Der Jüngere, etwa achtzehn bis zwanzig Jahre alt, wechselte wirklich die Farbe, als er die Polizei nennen hörte, und schaute seinem Gefährten ins Auge, als wollte er in diesem lesen, wie weit er Grund zu fürchten habe, oder nicht.

Der Jüngling hatte ein sehr anziehendes Aeußeres, und obgleich er jenen in seinem Alter gewöhnlichen schlanken, fast nachläßigen Wuchs ohne Haltung und Festigkeit besaß, welche letztere erst mit den Jahren kommen, so zeigte er doch zuweilen etwas Männliches und Entschlossenes in seinen Bewegungen, was seiner Erscheinung einen um so größeren Reiz gab. Man hätte fast sagen können, es sey an ihm die Grundzeichnung des Mannes bereits fertig, doch fehle noch Farbe und Schattirung. Er war hoch gewachsen, eben so wie der Aeltere, aber mager; doch nicht mager aus Abzehrung oder Kränklichkeit in Folge eines ausschweifenden Lebens, es war vielmehr die im Wachsen begriffene Frische und Jugendkraft, die noch des Ueberflusses äußerer Formen ganz entbehrt. Seine Wangen waren eingesunken, und wenn auch ein wenig von der Sonne gebräunt, so schimmerten sie doch dabei in Roth und Weiß mit derselben Leichtigkeit, als wäre sein Herz noch still und unerfahren wie das eines jungen Mädchens.

Sein Reisegefährte war dahingegen ein ausgebildeter, kräftig gebauter Mann mit einem offnen, ehrlichen Antlitz. Seine Stirn war hoch und drückte Muth und Charakterfestigkeit aus, seine dunkelbraunen Augen strahlten von Ver=

stand und Ernst, obgleich man, schaute man tiefer in diese Augen, doch eine dunkle melancholische Glut in denselben bemerkte. Diese Glut war jedoch offenbar nicht das Feuer einer zügellosen Leidenschaft, sondern vielmehr gedämpft durch ernsten Kampf; aber sie verlieh seinem Antlitz einen Ausdruck von Gefühlstiefe, welche seinem ganzen Wesen etwas Erhabenes, Veredeltes gab.

Der Jüngling betrachtete ihn noch.

»Sie wollen ausforschen, was ich über Sie denke,« sagte der Aeltere, da er des Jünglings prüfenden Blick gewahrte; »ich werde Ihnen dies erleichtern. Ich halte Sie für einen jungen Mann mit gutem, ehrlichem Herzen, der aber ohne alle Erfahrung durch die Umstände in die Welt hinaus gejagt worden, wenn Sie nicht etwa in jugendlichem Drange abenteuerlicher Ideen freiwillig Ihre Heimat verlassen haben. Als ich Sie auf der Poststation in Riga traf, fand ich Sie in einer Lage, die mich rührte, und Sie selbst mögen entscheiden, ob ich nicht so gegen Sie gehandelt, wie es in meinen Kräften stand.«

Der Jüngling ergriff mit Wärme die Hand des Gefährten und drückte sie in der seinigen.

»Ach ja, mein Herr,« sagte er, »Sie haben gegen mich gehandelt wie ein Bruder; bei Gott, es hätte Niemand mehr für mich thun können als Sie! Man war nahe daran, zu entdecken, daß mein Paß ein falscher ist; Sie aber traten dazwischen und retteten mich.«

»Ohne mein Courierschild wäre mir dies nicht möglich gewesen.«

»Gleichviel, Sie retteten mich! Aber damit nicht genug — Sie sahen meine Angst, meine Casse war erschöpft . . . Sie boten mir einen Platz in Ihrem Wa-

gen. O mein Herr, wie soll ich mich Ihnen wirklich dankbar zeigen für Alles das, was Sie an mir gethan!«

»Sie können es!«

»So sprechen Sie, und . . .«

»Vertrauen Sie sich mir aufrichtig an!«

Des Jünglings Antlitz umdüsterte sich; er senkte verlegen den Blick.

»Sie sagten mir gestern,« fuhr der Andere fort, »Sie hießen Worowitsch und seyen aus Mitau, und heute nennen Sie sich Wornowitsch und behaupten, Sie seyen aus Witebsk.«

»Verzeihen Sie mir,« bat der Jüngling und drückte die Hand des Aeltern, während sich sein Antlitz mit einer hohen Röthe bedeckte. »Es ist wohl möglich, daß ich mich versprochen, aber ich habe es nicht vorsätzlich gethan; mein Name ist Worowitsch . . . ich bin aus Mitau.«

Der Aeltere schaute zum Wagen hinaus und blickte zerstreut umher; er schien an der Versicherung des Jünglings zu zweifeln und ein Zug des Unwillens flog über sein Antlitz, den er aber aus Zartgefühl seinem Gefährten verbergen wollte. Dieser bemerkte es nicht und versank sogleich wieder in seine eigenen Betrachtungen.

»Ich weiß nicht, was es an Ihnen ist, das mich an Sie fesselt,« fuhr der Aeltere nach einigem Schweigen fort. »Ich glaube es ist Ihre Jugend, Ihre sichtbare Unerfahrenheit, Ihre fast hilflose Lage im Verein mit der lebhaften Begeisterung, mit der Sie sich über Dies und Jenes ausgesprochen. Dies zieht mich zu Ihnen. Je tiefer ich in Ihren Charakter eindrang, desto mehr ward ich an einige Jahre meines eigenen Lebens erinnert, wo ich mich fast in derselben Lage befand, in welcher Sie jetzt sind; obgleich

Ihnen etwas fehlt, was ich damals besaß, nemlich Aufrichtigkeit. In Ihren Jahren muß man aufrichtig seyn können. Wohl ist es wahr, daß ich kein Recht habe, dies von Ihnen fordern zu dürfen, aber ich bitte Sie auch nur darum, ich weiß nicht weshalb. Sie sind gleichsam aus den Wolken in meine Gewalt gefallen und wenn wir St. Petersburg erreichen, so trennen wir uns, wahrscheinlich um uns nie wieder zu sehen. Ich bin selbst noch jung, doch ich habe die Kinderschuhe in der Schule der Erfahrung zurück gelassen, und es sollte mir Freude machen, wenn ich Ihnen in einer Weise nützlich seyn könnte. Was denken Sie zu beginnen, wenn wir in der Hauptstadt ankommen?«

Der Jüngling antwortete nicht; er blickte verwirrt auf und versank dann wieder in sich.

»Sie sind mir in der That ein Räthsel, mein Herr,« fuhr der Aeltere ungeduldig fort; »es sollte mir wehe thun, wenn ich am Ende meinen guten Begriff von Ihnen fahren lassen müßte und . . .«

Er schloß seine Worte mit einem Achselzucken, das mehr sagte als alle Worte.

Der Jüngling erhob jetzt schnell das Haupt und seine Augen erweiterten sich.

»Wie?« fragte er.

In dieser Bewegung lag so viel natürlicher Stolz, so viel unerschrockene, männliche Offenheit, so viel Charakterreinheit und jugendliche Unschuld, daß der Verdacht des Aelteren ganz plötzlich wieder verschwand. Freundlich legte er die Hand auf die Schulter des Jünglings.

»Brav, mein Freund!« sagte er. »Nicht beredtsamer,

als Sie es thaten, hätten Sie meinen Vorwurf beantworten können.«

Der Jüngling aber versank wiederum in sich und die Unterhaltung würde sicherlich gestockt haben, wenn er sich nach einer Pause nicht mit einer heftigen Bewegung an den Aelteren gewandt hätte.

»Mir fällt da ein Gedanke ein . . . sagen Sie mir: sind Sie Russe?«

»Ich bin es nicht. Aber wozu diese Frage?«

Die Brust des Jünglings hob sich, als falle ihm eine Centnerlast vom Herzen.

»Sie sind kein russischer Beamter . . . kein russischer Offizier? Warum haben Sie mir dies nicht früher gesagt? . . . Aber was für ein Landsmann sind Sie denn?«

»Ich bin ein Schwede . . .«

Das Antlitz des Jünglings belebte sich immer mehr.

»Schwede!« wiederholte er und schaute seinen Reisegefährten noch aufmerksamer an. »Gott sey Dank!« setzte er gleichsam für sich hinzu. »Ich habe immer viel Gutes von den Schweden gehört. Ihr Name ist Döring . . . Moriz Döring . . . sagten Sie nicht so?«

»Ja, aber ich kann nicht begreifen, warum Sie sich darüber freuen, daß ich Schwede bin, oder vielmehr: warum Sie sich vor den Russen zu fürchten scheinen! Sie sind ja doch selbst Russe, und wenn Sie ein rechtschaffener junger Mann sind, warum verkennen Sie Ihre Landsleute so?«

»Weshalb . . . Weshalb? . . . Ewiger Gott! . . . Aber ohne die Hoffnung, Ihnen über meine Person vollständigen Aufschluß geben zu können, preise ich mich doch glücklich wegen meines Einfalls, Ihre Landsmannschaft zu bezweifeln und noch mehr darüber, daß Sie kein Russe sind.«

»Sehen Sie, mein Herr,« fuhr er nach einigen Augenblicken fort, »ein Russe liebt sein Vaterland, er muß es lieben, denn dafür ist er Russe . . . er muß es lieben wie ich . . . doch das gehört nicht hierher . . . Verzeihen Sie mir mein eunzusammenhängende Rede . . . Wo blieb ich doch stehen? . . . Ja, ich wollte sagen, der Russe habe Pflichten gegen sein Vaterland, theure und wichtige Pflichten, und noch höhere, wenn er russischer Beamter ist . . . genug: man soll bei einem Mann von Ehre nicht die Vaterlandsliebe auf die Probe stellen, und aus dieser Rücksicht wollen Sie auch meine Zurückhaltung erklären. Es ist wahr, meine Aussagen waren widersprechend, . . . ach, mein Herr, ich bin, außer in den letzten Wochen, nie in der Lage gewesen, lügen zu müssen, und ich glaube auch nicht, daß ich mich jemals daran werde gewöhnen können. Es wundert mich auch nicht, daß Sie an meiner Ehrlichkeit und meinem Charakter zweifelten, weil ich mich fortwährend in ein Labyrinth von Zweideutigkeiten verwickelte, ohne im Stande zu seyn, mich aus demselben herauszuwickeln. Beklagen Sie mich, mein Herr, aber hoffen Sie nicht, daß ich mich Ihnen erklären werde; höhere Pflichten zwingen mich, Ihnen ein Geheimniß zu bleiben . . . doch ich komme wieder auf Abwege! Nur eins will ich Ihnen erklären, daß Sie nemlich weder einen Undankbaren, noch einen entehrten Abenteurer von der Landstraße aufgenommen haben. Beim Himmel, mein Herr, Sie können mir glauben, daß ich Ihre Achtung verdiene, soweit Redlichkeit und Ehre diese nur verdienen. Ich bin ein unglücklicher junger Mann, der nicht einmal das Recht hat, von seinem Unglück sprechen zu dürfen. Dies ist in Kurzem mein Geheimniß, mein Leben. Uebrigens mögen Sie nicht glauben, daß ich so unerfahren, so kindisch

sey, wie meine Lage Ihnen bisher vielleicht Grund zu vermuthen gegeben hat. Ich bin unerfahren in der Kunst zu betrügen, ein Kind, wenn es gilt, hinters Licht zu führen, und ich würde also stets in einem falschen Lichte vor Ihnen stehen. Sehen Sie, mein Herr, ich habe doch noch einen Paß, der nicht falsch ist, aber diesen würde ich keinem Russen vorzuzeigen wagen . . .«

Hiebei öffnete der Jüngling den Rock und die Weste und zeigte seine Brust.

»Sehen Sie hier meinen Paß . . . eine Kugel und ein Bajonnet haben ihn geschrieben.«

Döring, der Gefährte, entdeckte auf der einen Seite von des Jünglings Brust zwei ganz bedeutende, aber schon geheilte Wunden.

»Sie sind im Felde gewesen . . . Sie sind Militär . . . Sie haben gekämpft und tapfer wie ein Mann . . . Ihre Hand, mein Herr . . . Aber was sehe ich dort!«

Als Worowitsch — wir müssen den Jüngling so nennen, da er sich selbst so genannt — die Brust entblößte, hatte er etwas bei Seite geschoben, das er, an einer Halsschnur befestigt, auf der Brust trug; nichts desto weniger aber war ein Theil dieses versteckten Gegenstandes zu sehen, und Döring glaubte, die glänzenden Spitzen eines militärischen Ordens zu entdecken. Bei Döring's Aeußerung knöpfte Worowitsch ganz ruhig Weste und Rock wieder zu, und schien hierdurch jeder weiteren Frage vorbeugen zu wollen.

»Sie wollen sich mit einem undurchdringlichen Dunkel umgeben . . . wie Ihnen beliebt, mein Herr; aber warum wollten Sie Ihren Landsleuten nicht ein paar so ehrenvolle Zeichen wie diese beiden Wunden sehen lassen, die Sie doch im Kampfe für Ihr Vaterland erhalten haben müssen?

Solche Wunden sind eine Anweisung auf Jedermanns Dankbarkeit und obgleich ich kein Russe bin, so erkenne ich doch an, daß Tapferkeit ein Verdienst ist, das man in Rußland eben so sehr achtet und ehrt wie in jedem andern Lande.«

Worowitsch starrte Döring an.

»Ich billige Ihre Worte,« sagte er endlich, »aber ich habe Ihnen gesagt, daß ich ein Räthsel bleiben muß, und ...«

Döring, der wohl fühlte, daß er den jungen Mann mit mehr als gewöhnlicher Ritterlichkeit behandelt, konnte augenblicklich einen gewissen Verdruß über Worowitsch's, wie es ihm schien, allzu große Vorsichtigkeit nicht unterdrücken.

»Habe ich Mißtrauen gegen Sie gezeigt, als ich Sie in Riga ohne Paß, verlassen und in Verzweiflung fand?« fiel er ein, und zwar ohne Heftigkeit, aber doch mit so viel Ausdruck, daß Worowitsch seine Meinung verstand.

»Sie wollen damit sagen, daß ich Mißtrauen gegen Sie zeige?« fragte er. »Dies ist ferne von mir, ich habe nie auch nur einen Augenblick Ihre Redlichkeit und Ihr gutes Herz bezweifelt. So lange ich Sie für einen Russen hielt, wußte ich nur aus Achtung für Ihren Patriotismus nicht, wie ich mich Ihnen gegenüber verhalten solle; da ich jetzt weiß, daß Sie nicht Russe sind, habe ich auf die einzige mir mögliche Weise Sie zu überzeugen gesucht, daß ich Ihrer Freundschaft nicht unwürdig bin. Zu weiteren Aeußerungen habe ich kein Recht; hätte ich kein Vertrauen in Sie gesetzt, so würde ich Ihnen nicht einmal so viel mitgetheilt haben, als geschehen. Bauen Sie nur auf meine Redlichkeit, nur darum bitte ich. Sie haben mich wie ein Mann von Ehre behandelt und es sollte mich schmerzen, von Ihnen verkannt zu werden.«

Döring konnte seinem jungen Reisegefährten nicht länger mißtrauen; er begann vielmehr zu vermuthen, derselbe müsse einer von den vielen unglücklichen politischen Flüchtlingen seyn, welche in dieser Zeit Europa überschwemmten. Indeß behielt er seine Vermuthungen für sich.

»Hier ist meine Hand,« sagte Döring, »und jetzt kein Wort mehr von dieser Sache. Ich hege Achtung für das Unglück, und kann ich Ihnen jemals dienstbar seyn, so wenden Sie sich mit vollem Vertrauen an mich.«

Während dieser Unterhaltung hatten die Beiden ein paar Werst zurückgelegt und waren Peterhof näher gekommen.

Ein paar Mal hörte man eine Kanonade, die aus groben Geschützen herüber donnerte.

»Hören Sie.«

Der Wagen hielt. Döring und Worowitsch erhoben sich lauschend und verwundert von ihrem Sitz.

»Es sind Salutschüsse,« meinte Döring; »man hört es an den Zwischenräumen der Schüsse.«

»Sicherlich gelten sie einer königlichen Person. Sollte die Kaiserin vielleicht in Peterhof seyn?«

»Dringt der Schall nicht von Kronstadt herüber?«

»Nein ...«

»Sie haben Recht; die Kanonade ist uns ganz nahe ... Fahr' zu!«

Worowitsch ergriff Döring am Arm in der Absicht, etwas zu sagen, schwieg aber dennoch, als sey er nicht mit sich einig, ob er sprechen solle oder nicht.

»Sprechen Sie aus, was Sie auf dem Herzen haben!« bat Döring.

Der Kutscher trieb inzwischen die Pferde an.

»Wenn der Hof hier ist...« sagte Worowitsch, schwieg aber plötzlich wieder.

»Nun, wenn der Hof hier ist?«

Döring beobachtete die starke Aufregung, die sich plötzlich des Jünglings bemächtigte, eine Aufregung, die seine Angst und Unruhe klar an den Tag legte.

»Wenn Sie etwas von dem Hofe zu fürchten haben,« fiel Döring ein, »so rathe ich Ihnen, entschlossen zu handeln. Zeigen Sie sich Anderen ebenso schwankend wie mir, so werden Sie innerhalb vierundzwanzig Stunden . . . als eine verdächtige Person . . Ihre Freiheit eingebüßt haben . . . . Antworten Sie offen, fürchten Sie den Hof?

»Ja . . .«

»Sie wünschen also jedes Aufsehen und wenn möglich, auch die Polizei zu vermeiden?«

»Natürlich!«

Der Wagen war inzwischen in die Alleen von Peterhof gefahren, man sah Gruppen von Menschen unter den schattigen im schönsten Sommergrün prunkenden Bäumen sich hin und her bewegen.

Döring hatte einen Augenblick überlegt.

»Wenn der Hof hier ist,« sagte er endlich, was nach all dem, was wir hier sehen und hören, sehr glaublich ist, so bin ich auch genöthigt hier zu verweilen. Sie sagten mir, es liege Ihnen daran, so rasch wie möglich nach Petersburg zu kommen?«

»Allerdings . . und dennoch . . .«

»Und dennoch?«

»Dennoch verweile ich gern hier, wenn Sie mich nicht etwa los seyn möchten; denn ich bin überzeugt, daß ich mich

in Ihrer Gesellschaft am allersichersten würde in die Hauptstadt schmugeln können.«

»Auch ich glaube es . . . auf jeden Fall ist es aber am klügsten, so vorsichtig wie möglich zu handeln. Während der beiden letzten Jahre habe ich mich hauptsächlich in Rußland aufgehalten und weiß, daß die geheime Polizei hier nicht mit sich scherzen läßt . . . Ich möchte Ihnen also einen Vorschlag machen.«

»Ihre Freundschaft rührt mich tief.«

»Wäre ich in Ihrer Lage, so bin ich überzeugt, daß Sie eben so gegen mich handeln würden.«

Worowitsch drückte als Antwort Döring's Hand.

»Wollen Sie meinem Rathe folgen, fuhr dieser fort, so verlassen Sie den Wagen und suchen in der Stille das Wirthshaus auf der andern Seite des Schlosses auf. In dem Gewimmel des Volkes können Sie das Haus leicht erreichen und dort werden Sie mich als einen alten Freund empfangen, der überrascht ist, mich wieder zu finden.«

»Ich danke Ihnen . . . Sie sind erfahrner als ich. Wie glücklich bin ich, in meinem Unglück einen so braven Mann getroffen zu haben!«

Worowitsch war sehr aufgeregt durch die Freundschaft, welche Döring ihm in so einfacher und herzlicher Weise zeigte. Ohne Weiteres sprang er aus dem Wagen und verschwand unter dem Volkshaufen.

Der Wagen setzte seinen Weg fort, aber je weiter er kam, desto mehr vergrößerte sich auch das Gedränge und die Schwierigkeit, sich einen Weg nach dem bezeichneten Gasthause zu bahnen.

Als Döring in einiger Entfernung an dem Schlosse vorüberkam, hörte er russische Hornmusik einen Volksge-

fang spielen. Die Töne rollten über die Landschaft daher und erstarben allmälig.

Eine Viertelstunde darauf hielt der Wagen vor dem Gasthause.

Zweites Capitel.

Peterhof.

In zahlreichen Gruppen schwärmte das Volk in den Alleen von Peterhof hin und her. Die Meisten waren maskirt, Einzelne in schwarze Dominos gekleidet, Andere waren ganz einfach in ihren gewöhnlichen Kleidern erschienen.

Auf einer Bank in einem der dunkelsten Gänge, wo die Bäume ihre Zweige zu einem dichten Gewölbe verflochten, saß oder streckte sich vielmehr eine einsame Person, den Rücken an die Lehne gedrückt, die Beine auf der Bank. Sein Haupt ruhte in der Hand, er schien alles um sich her zu vergessen.

In der Entfernung erschallte die Hornmusik, die Töne schwebten in langen, anhaltenden Harmonien über das Feld.

Nichts schien indeß den Einsamen in seinen Betrachtungen zu stören.

Weiterhin in der Allee erschien ein Mann mit einem Bret oder einer Art Tischplatte auf dem Kopfe, auf welcher allerlei verkaufbare Gegenstände aufgestellt waren. Unter diesen Waaren befand sich auch eine große Flasche, mit Sbiten gefüllt, einem russischen Lieblingstrank, der von

Honig, Pfeffer und Wasser gekocht wird. Der Mann war ein sogenannter Sbiten'schtschiki. Während er ohne Unterbrechung seine Waaren ausrief, schritt er langsam vorwärts und näherte sich allmälig dem Einsamen, der, ohne sich stören zu lassen, sich fortwährend auf der Bank ausgestreckt hielt.

Wir müssen diesen Unbekannten ein wenig näher zu zeichnen suchen, da er eine zu wichtige Rolle in unserem Buche spielt, als daß er nicht sofort unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte.

Der Mann hatte, wie erwähnt, eine sehr sorglose Stellung, den Kopf in der Hand, eingenommen; diese Stellung war aber in der That nichts weniger als sorglos, im Gegentheil, man sah ganz deutlich, daß er in schmerzliche, sehr aufregende Gedanken versunken war. Nicht nur seine Miene war düster, auch seine Augenbrauen zogen tiefe Falten und zuweilen bemerkte man schnell vorübergehende, flüchtige Zuckungen um seine Lippen, die den deutlichsten Beweis gaben, daß auch in dieser anscheinend so ruhigen Stellung die Leidenschaften in ihm tobten. Da er die Augenlider geschlossen hatte, so schien es, als sey er in sich selbst versunken. Sein Antlitz war übrigens nicht häßlich, wenn auch nicht von außerordentlicher Schönheit: es war ernst, hatte feine Züge, aber es war bleich, als hätten die Leidenschaften bereits alle seine Frische verwischt.

Der schwarze Domino, in welchen er sich gehüllt, war ein wenig zurückgefallen und man sah unter demselben eine mit reichen Stickereien versehene Hofuniform hervorschimmern, woraus man schließen konnte, daß er ein Mann von Bedeutung seyn mußte. In derselben Hand, in welcher sein Haupt ruhte, hielt er eine Maske.

Die Hornmusik dauerte fort, Schwärme von Spaziergängern kamen und verschwanden. Der Einsiedler schien für Alles todt.

»Sbiten zu kaufen!« rief jetzt eine Stimme ganz in seiner Nähe.

Es war der wandernde Kaufmann, der sich dicht neben ihm befand.

Beim Klange dieser Stimme erhob er sein Haupt aus der Hand und warf einen Blick um sich.

Der Platz war in diesem Augenblick leer, entweder aus Zufall, oder der Krämer hatte auch die Gelegenheit abgepaßt, ihm in diesem Augenblick näher zu kommen.

»Sbiten, Sbiten!« rief der Krämer und schaute vorsichtig um sich.

Der Mann auf der Bank erhob sich und gab dem Krämer ein Zeichen, worauf dieser sich näherte.

»Hast Du sie getroffen?« fragte er.

»Ja, gnädiger Herr.«

»Du hast ihr den Brief übergeben?«

»Ich traf das Fräulein im Gebüsch in der Nähe des Schloßplanes und sagte ihr, ein Unbekannter habe mich beauftragt, den Brief zu übergeben.«

»Las sie ihn in deiner Gegenwart?«

»Das Fräulein schien sehr neugierig und erbrach ihn sogleich.«

»Was sagte sie?«

»Nichts! . . . Aber . . .«

»Aber! . . . Was denn?«

»Sie erröthete, gnädiger Herr.«

»Das ist gut . . .«

Das Gespräch wurde hier durch ein Gelächter unterbrochen, das aus einem der nächsten Gänge herüberdrang.

»Entferne Dich!« befahl jetzt der Unbekannte dem Krämer, nachdem er einen Augenblick nach dem immer näher kommenden Gelächter gehorcht; »aber nicht so weit, daß ich Dich nicht finden kann, im Fall ich Deiner bedürfte.«

»Sbiten, Sbiten!« rief der Krämer. »Sbiten, ein Kopek für das Glas! Sbiten, Sbiten!«

Gleichzeitig wandte er dem Domino den Rücken und verließ ihn mit einer Gleichgiltigkeit, als hätten sie beide nie etwas mit einander zu thun gehabt.

Der Unbekannte legte rasch die Maske vor das Gesicht und sank wieder auf die Bank, wo er die frühere sorglose Haltung annahm.

Im nächsten Augenblick traten lachend und plaudernd einige Hofleute auf.

»Sie ist hieher geflohen,« sagte einer der Auftretenden, ein Uhlanencapitän in seinen besten Jahren, »aber sie ist nicht mehr zu sehen. Eine lustige Geschichte ... ha, ha, ha!«

»Erkanntest Du sie, Araktschejew!« fragte ein Senatssecretär. »Du sprachst mit ihr.«

»Die Stimme war mir bekannt. Ich schwöre darauf, daß ich sie schon gehört habe. Sie gehört zum Hofe ...«

»Saht Ihr ihre Füße?« fragte Petscherin, ein Lieutenant bei der Garde. »Ihre weißen seidenen Schuhe sahen fast aus wie Gänsefüßchen, ha, ha, ha!«

»Ihre Augen waren feurig wie... wie...«

»Du stockst! Vielleicht ebenso feurig wie deine Passionen? Wir müßten eine Jagd auf sie anstellen.«

»Die verwünschte Maske!« brummte der Uhlanenkapitän, »wir haben nicht einmal ihre schönen Züge sehen kön-

nen. Bei St. Alexander, ich bin verliebt in die Unbekannte . . . sie war schlank wie eine Lanze. . . lebhaft wie ein arabisches. . .«

»Füllen, willst Du sagen. Köstlich, Bruder! Du hast Gleichnisse wie ein Pferd . . . ha, ha, ha! . . . Ich bin auch in sie verliebt . . . das heißt in ihre Maske!«

»Und ich bin in ihre schlanke Figur verliebt!«

»Und ich in ihre kleinen Füße!«

»Das kommt wahrscheinlich daher, daß deine Augen den Gänseaugen gleichen; Du warst stets ein großer Liebhaber von Gänsen.«

»Was sagtest Du ihr denn, Araktschejew? . . . Du mußt es uns erzählen!«

»Ich sagte ihr . . .«

»Daß sie Dir dein besseres Ich gestohlen; daß Du eine Scheibe seyst, die von ihren Blicken durchschossen . . .«

»Ich sagte . . .«

»Daß Du vergebens gegen die Leidenschaft kämpfest, die ihre kleinen Füße in Dir erweckt, daß dein Stolz in ihren Fußstapfen nachkrieche, daß Du in deinem Entzücken bereit seyst, gegen Dich selbst zu wüthen.«

»Ich sagte ihr . . .«

»Daß sie reizend, bezaubernd sey, nicht wahr? . . . Daß sie eine Hindin sey an Schnelligkeit, eine Taube an Unschuld, ein Schwan an Keuschheit, eine Nachtigall . . . eine . . .«

»Aber so unterbrecht mich doch nicht immerfort! Ich sagte ihr . . . oder vielmehr ich fragte sie . . .«

»Ha, ha, ha! Du fragtest! . . . Vortrefflich! . . . Aber was fragtest Du?«

»Fragtest Du sie vielleicht, ob sie wisse, wie es zu-

gegangen, als der Teufel mit dem Engel um Moses Leichnam zankte?«

»Ich fragte...«

»Vielleicht nach der Ursache, weshalb die Römer nicht im Monat Mai heiratheten, aber desto mehr im Juni und Juli?«

»Ich...«

»Du fragtest sie gewiß, ob das Ei früher dagewesen als die Henne...«

»Ah, Ihr seyd alle Narren... aber seht, da ist sie...«

Wirklich trat diesen Augenblick eine Dame mit einer Maske in die Allee; schüchtern blickte sie umher, es schien ihre Absicht zu seyn, sich nach der andern Seite zu begeben, die jungen Männer aber umringten sie sogleich.

»Es lebe alles Geheimnißvolle! Es lebe der Peter-Paulstag mit allen seinen Liebesabenteuern! Es lebe unser Carneval!... Wer sind Sie, schöne Unbekannte? Sie entkommen uns nicht, ehe Sie die Maske abgelegt haben!«

»Lassen Sie mich, meine Herren!« rief die Dame. »Ich bitte, lassen Sie mir Raum!«

»Welch eine göttliche Stimme! Entzückende Maske, Sie sprechen wie eine Flöte... ja, bei Gott, ich muß Ihr Antlitz sehen! Ihre Blicke haben unsere Herzen entzündet... wir beten Sie an!«

Mit diesen Worten versperrten die jungen Männer ihr den Weg.

»Lassen Sie mich!« bat die Dame abermals; »ich habe Eile, hindern Sie mich nicht!«

»Wir müssen sehen, wer Sie sind!«

»Um Gotteswillen, halten Sie mich nicht auf!«

»Welch göttliche Augen! Seele und Herz strahlen aus ihnen!«

»Zurück, meine Herren!«

»Diese schönen Hände, nur zum Küssen geschaffen!«

»Sie beleidigen mich!«

»Welch stolze und schöne Figur! Wie schlank Ihre Taille ist! Sie müssen eine der drei Grazien seyn!«

Die jungen Männer wurden immer dreister und schienen ihren Raub nicht fahren lassen zu wollen.

»Sie sind geschaffen, geliebt, angebetet zu werden!«

»Sie müssen Ihre Maske ablegen; wir lassen Sie nicht, ohne Ihr Antlitz gesehen zu haben!«

»Meine Herren!«

Der Uhlanencapitän hatte ihre eine Hand erfaßt und Araktschejew legte die seinige auf ihre Schulter in der Absicht, ihr die Maske vom Gesicht zu reißen. Da trat plötzlich der Domino, der bisher auf der Bank gesessen, heran.

»Was wollen Sie thun, meine Herren?« fragte er. »Vergessen Sie, daß Sie sich im Park der Kaiserin befinden? Gewaltmaßregeln würden Ihnen hier sehr theuer werden!«

Die Stimme des Domino war weder bittend noch überredend, sondern vielmehr kalt und befehlend.

Die jungen Männer stutzten für einen Augenblick und schauten ganz betroffen auf den Fremden.

»Wer sind Sie?« fragte endlich der Uhlanencapitän, »und was berechtigt Sie ...«

Ohne die Frage des Capitäns weiter abzuwarten, neigte sich der Domino zu dem Ohr desselben und flüsterte ihm einige Worte zu. Der Uhlanencapitän verbeugte sich achtungsvoll und gab seinen Freunden verstohlen ein Zeichen. Wie auf eine Zauberformel entfernten sie sich eiligst.

Sobald der Domino sich mit der Maske allein befand, kreuzte er die Arme und betrachtete sie eine Zeit lang mit Schweigen.

Die Dame, welche sich ihm nähern zu wollen schien, um ihre Dankbarkeit zu zeigen, wich beim Anblick dieser kalten und strengen Haltung einen Schritt zurück.

»Welchen Fährlichkeiten haben Sie sich bloßgestellt, mein Fräulein, indem Sie sich allein und auf diese Weise auf den Weg begeben... Sie sind unvorsichtig!« sagte er endlich.

Hätte man hinter die Maske der Dame sehen können, man würde bemerkt haben, daß sie bei diesen Worten von einer unbeschreiblichen Unruhe ergriffen wurde.

»Sie antworten mir nicht, mein Fräulein? Vielleicht glauben Sie, ich kenne Sie nicht?«

Die Dame schwieg, zog sich aber zurück.

»Sie haben soeben erst einen anonymen Brief empfangen, und ohne zu wissen, von wem er ist, waren Sie sogleich bereit, sich auf den Weg zu machen, vermuthlich in der Hoffnung, insgeheim einen Anbeter zu treffen?... Sie sind sehr leichtsinnig, mein Fräulein!«

»Mein Herr!«

»Läugnen Sie vielleicht, einen Brief empfangen zu haben, ohne zu wissen, von wem er ist?«

»Wer sind Sie, mein Herr?«

»Das gehört nicht hieher, mein Fräulein! Sie haben erst meine Frage zu beantworten. Der Brief lud Sie hieher; aber wie kann man einem Briefe von so leichtfertiger Art Folge leisten?«

»Ich habe Ihnen noch nichts eingeräumt und weiß auch noch nicht, wer Sie sind.«

»Der Brief wurde Ihnen im Gebüsch in der Nähe des Schloßplanes übergeben.«

»Noch einmal, mein Herr, wer sind Sie?... Sind Sie ein Spion? Ein Mann von Ehre erniedrigt sich nicht so weit, auf diese Weise ein schwaches Weib zu beleidigen.«

»Schwach . . . ja, Sie haben Recht! Sie sind sehr schwach, mein Fräulein! Ihre Handlungen zeugten in der letzteren Zeit denen, die Ihnen folgten, von . . . ich mag kaum das Wort aussprechen . . . von . . . wie soll ich mich ausdrücken . . . von so viel Unbedachtsamkeit, daß Ihre Freunde um Ihretwillen erschracken.«

Bei diesen so beleidigenden Worten nahm die Dame die ganze Würde und Haltung eines verletzten Weibes an.

»Wer Sie auch seyn mögen, mein Herr,« sagte sie, »ich erkläre Ihnen, daß Sie dieses zufällige Zusammentreffen auf eine höchst unwürdige Weise benutzen. Es ist wohl möglich, daß Sie mich kennen, ja es ist möglich, daß die eine oder die andere meiner Handlungen Ihnen und auch meinen Freunden unerklärlich erscheinen mag; aber was ich weiß, ist, daß meine Handlungen niemals die Farbe bekommen können, welche Sie ihnen zu geben belieben. Ich fühle auch meinen eigenen Werth zu gut, als daß ich nicht mit Verachtung jede Schmähung zurückweisen sollte, welche Personen wie Sie, die nicht offen mir ihr Antlitz zu zeigen wagen, auf mich häufen. Ich habe Sie aufgefordert, mir zu sagen, wer Sie sind, Sie aber weigerten sich, dies zu thun. Ich stehe von meinem gerechten Verlangen ab, weil ich lieber einen Unbekannten als einen Bekannten verachte. Leben Sie wohl, mein Herr!«

Mit einer stolzen Bewegung wollte die Dame sich jetzt zurückziehen, der Domino aber vertrat ihr den Weg.

»Sie sind erzürnt, mein Fräulein; das wundert mich nicht!« sagte er; »aber ich habe Ihnen nichts Anderes geäußert, als was man sich rund um Sie her zuflüstert und wozu Ihre Handlungen in der letzten Zeit den Hof berechtigten. Selbst Ihr Besuch hier ... was soll ich von demselber denken? Sie erhalten einen Brief... Sie wissen nicht von wem er ist ... und dennoch ... aber ich will Ihnen keine weitern Vorwürfe machen, am wenigsten dieses Besuches wegen, da dieses namenlose Schreiben, welches man Ihnen in dem Gebüsch übergab, von keinem Andern als von — mir war!«

»Von Ihnen? Und wer sind Sie denn? Ihre Stimme . . .«

»Sie erkennen mich nicht wieder? Nun, ich wundere mich nicht darüber; ich weiß, daß ich Ihnen gleichgiltig bin.«

»Wären Sie also . . .«

»Ihre Vermuthung ist richtig, ich bin Graf Orlow!«

»Sie! . . .«

»Es hat Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen können, daß ich Sie liebe, mein Fräulein, obgleich ich bisher kein Wort darüber geäußert habe; Sie wissen es, da Sie es nothwendig in meinen Zügen gelesen, an meinen glühenden Blicken gesehen, an meiner zitternden Stimme gehört haben müssen. Jede meiner Bewegungen hat Ihnen meine Liebe verkündet... Mein Fräulein, Sie ziehen sich zurück... übereilen Sie sich doch nicht! Ebenso leicht wie Sie meine Liebe entdecken konnten, ebenso leicht ist es mir gewesen, die Kälte, ja ich könnte sagen: den Haß zu sehen, den Sie gegen mich hegen. Wie schrecklich ist es doch, von dem verachtet zu werden, den man liebt!«

»Es ist nichts schrecklicher, mein Herr, als von dem geliebt zu werden, den man ... den man ...«

»Den man verachtet, wollen Sie sagen; aber Sie kennen mich noch sehr wenig ... Für einen Mann, mein Fräulein, ist es nicht unmöglich, den Haß eines Mädchens in Liebe zu verwandeln. Warum aber die Sache zum Aeußersten treiben? Der Kampf ist ungleich! Sie sind ein Weib, ein schwaches Weib, wie Sie selbst gestanden, und ich ein Mann. Lange habe ich das Feuer der Liebe in meiner Brust zu ersticken gesucht, aber vergebens ... das Wort ist jetzt ausgesprochen und Sie haben nur zu wählen, ob Sie mir angehören oder durch meine Leidenschaft und meine Rache untergehen wollen. Ueberlegen Sie, mein Fräulein!«

»Das habe ich bereits gethan, Herr Graf! ... Sie sehen mich entzückt ...

»Sie wollen mir angehören?«

»Mißverstehen Sie mich nicht, Herr Graf! Ich bin entzückt darüber, daß Sie mir Gelegenheit gegeben, zwischen Ihrem Haß und Ihrer Liebe zu wählen. Hassen Sie mich, Herr Graf ... ich bitte Sie, hassen Sie mich!

Die Dame that abermals einen Schritt zurück, um sich zu entfernen. Der Domino schien sehr aufgeregt. Einige Augenblicke herrschte tiefes Schweigen.

»Sie bitten mich, Sie zu hassen,« fuhr der Domino fort, der Dame abermals den Weg abschneidend. »Es wird dieser Bitte nicht bedürfen, aber noch einmal bitte ich Sie, die Sache ein wenig ernster zu überlegen. »Vor Allem wünsche ich: werfen Sie ohne jede Uebereilung einen Blick in meine Brust und ermessen Sie den Vulkan, der in derselben gährt ... Sie zittern ... Bedenken Sie sich, mein Fräulein! Wenn meine erste Erklärung schon Ihre Furcht rege

machen kann, was, glauben Sie, würde wohl mein Haß vermögen? Ich erkläre Ihnen offen, daß ich nichts versäumen werde, Sie meinem Willen zu unterwerfen.«

»Sie lieben mich, sagen Sie, und erklären mir einen Krieg auf Leben und Tod ... Wirklich eine ganz eigenthümliche Art und Weise, seine Liebe an den Tag zu legen!«

»Jeder hat seine eigene Weise, mein Fräulein. Augenblicklich bin ich es, der zu Ihren Füßen liegt und um Gnade bettelt; stoßen Sie mich zurück, so raste ich nimmer, so lange ich Sie nicht um Gnade flehend zu meinen Füßen sehe!«

»Sie sind abscheulich, mein Herr!«

»Und Sie sehr aufrichtig, mein Fräulein. Finden Sie mich wirklich abscheulich?«

»Wozu bedarf es einer Wiederholung dieses Wortes!«

»Gut; ich gestehe Ihnen: es freut mich, daß Sie mich verabscheuen, denn dies ist jedenfalls ein Schritt näher zu meinem Ziel. Aber ich habe noch mehr hinzu zu fügen; haben Sie also die Güte, mich noch weiter anzuhören.«

»Sprechen Sie Alles aus, was Ihnen Ihr Haß eingeben vermag. Ich höre Sie an.«

»Ich sagte Ihnen vorhin, man erzähle sich über Sie allerlei, was nicht zu Ihrem Vortheil gereicht.«

»Nun?«

»Sie müssen aber nicht glauben, mein Fräulein, daß ich eben so schlecht von Ihnen denke; diese Verleumdung schadet mir nicht und ich werde nicht anstehen, ihr den Weg weiter zu bahnen.«

»Thun Sie, was Ihnen gut dünkt. Sie werden die Kluft zwischen uns dadurch desto weiter machen.«

»Sie irren! Wenn die Liebe Sie nicht in meine Arme führt, so soll es der Haß thun. Dieses Gefühl, das Sie jetzt so stolz macht, muß gebrochen werden, und früher, als Sie es glauben, sollen Sie Ihren Feind um Gnade anflehen ... Sie lächeln? ... So will ich Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, das jedes Lächeln von Ihren Lippen verscheuchen wird.«

»Sie sind sehr interessant, Herr Graf! Ich höre Ihnen mit Vergnügen zu!«

»Prägen Sie sich aber wohl ein, mein Fräulein, was ich Ihnen jetzt anvertrauen werde.«

Bei diesen Worten schlug der Graf in die Hände und gleich darauf trat eine maskirte Person aus der Nebenallee.

»Was soll das heißen, mein Herr?«

»Nichts, mein Fräulein; durchaus nichts — Ich will Ihnen nur ein Geheimniß anvertrauen.«

Abermals schlug der Graf in die Hand und von der andern Seite trat sogleich eine neue Maske vor.

»Wie? . . . Was bedeutet dies Alles?«

Der Graf beantwortete ihre Frage nicht, sondern gab ein drittes Zeichen, nach welchem eine dritte Maske wieder von einer andern Seite erschien.

»Ah, Herr Graf, Sie haben mich mit Spionen umgeben!«

»Ganz richtig vermuthet! Seit einem halben Jahre ist jeder Ihrer Schritte beobachtet worden und ich brauche Ihnen also wohl nicht zu sagen ... daß ich Sie kenne. Möchten Sie mich nur eben so gut kennen, das sollte mir lieb seyn. Und damit Sie mit einem Male wissen, wer ich bin, so vertraue ich Ihnen, was bisher nur Wenigen bekannt

gewesen, daß ich der Chef der geheimen Polizei in Petersburg bin. Sie machen jetzt mit derselben Bekanntschaft! Die geheime Polizei ist ein Netz, das über das ganze Reich ausgespannt ist, und in welchem Jeder, ohne es zu wissen, eingestrickt ist; sie ist, wenn Sie wollen, eine Höllenmaschine, die auch unter Ihren Füßen steht. Sie sind Polin, mein Fräulein, d. h. Sie sind verdächtig! Seyn Sie versichert, daß die Correspondenz, welche Sie mit Ihren Freunden in Polen geführt, mir bekannt ist!«

»Ihre Drohungen, Herr Graf, sind eben so unwürdig wie fruchtlos. Ich bin Polin, das ist wahr; aber ich bin stolz, eine Tochter dieses Landes zu seyn, wie verwüstet und erdrückt es auch seyn mag. Meine Familie hat für seine Freiheit, für seine Ehre gekämpft.«

»Sie hat gekämpft und ist untergegangen.«

»Die Güter meiner Eltern sind eingezogen, meine Eltern selbst nach Sibirien geführt worden; mein Bruder ist todt, gefallen im Kampfe für sein Vaterland, und ich befinde mich hier ... Was glauben Sie, mein Herr? Glauben Sie, daß diese Verhältnisse ein Geheimniß sind? Glauben Sie, ich hätte mich an diesem Hofe eingeschlichen, unsere hohe Beschützerin, die Kaiserin, wisse nicht, wer ich bin und welche Wünsche ich für meine armen Eltern hege? — Sie irren, mein Herr! eben so wenig wie ich meine Liebe zu den Eltern verheimliche, eben so wenig mische ich mich in politische Intriguen und zur Ehre meiner hohen Gebieterin kann ich Ihnen sagen, daß sie meine kindlichen Gefühle würdigt, wenn sie dieselben auch aus Gründen, die ich nicht zu beurtheilen wage, nicht unterstützt. Handeln Sie, wie Sie wollen, mein Herr, aber verschonen Sie mich mit Ihrer Liebe!«

»Das soll geschehen, mein Fräulein.«

Auf einen Wink des Grafen kam einer der hinter den Bäumen hervorgetretenen Männer heran.

»Hast Du bemerkt, wohin die Herren gingen, die vorhin hier waren?« fragte der Graf.

»Ich sah sie noch vor einem Augenblick in dem Gange hier nebenan.«

»Bitte sie, hieher zu kommen.«

Die Dame mit der Maske wandte jetzt dem Grafen den Rücken, um ihn zu verlassen.

»Sie fragen mich nicht, mein Fräulein, warum ich diese jungen Männer rufen lasse?« redete der Graf sie an.

»Nein, mein Herr.«

»Ich werde es Ihnen sagen, selbst wenn Sie es nicht zu wissen wünschen. Meine Absicht ist, ihnen mitzutheilen, von wem der Brief war, bei dessen Lesung Sie von diesen Herren in der Laube überrascht wurden. Sie haben doch nichts dagegen?«

»Nichts, mein Herr.«

Die Dame entfernte sich; war aber kaum einige Schritte weit, als die jungen Männer lachend zurückkehrten.

»Sie haben uns rufen lassen, Graf!« begann der Gardelieutenant.

»Ich wollte Ihnen nur sagen, daß man auch in meinen Jahren noch Abenteuer haben kann. Was sagen Sie dazu? Ich habe mir auf eine höchst angenehme Weise die Zeit vertrieben; Sie brauchen hieraus kein Geheimniß zu machen, meine Herren, und wenn es Ihnen Vergnügen gewährt, so gebe ich Ihnen das Recht, auf meine Kosten sich lustig zu machen, so viel Sie wollen.«

»Vortrefflich, Herr Graf! ... Sie sind ein ausgezeichneter Cavalier ... ganz ausgezeichnet.«

Während sie hörte, wie man hinter ihrem Rücken lachte, bog die Dame in eine der Alleen ein.

»Sie müssen uns sagen, Herr Graf, wer die maskirte Dame war,« bat der Uhlanencapitän.

»Wenn ich mich auch verrathen habe, Capitän, so verrathe ich sie doch nicht!« antwortete der Graf. »Es ist Ihre Sache, ihr die Maske abzunehmen. Thun Sie, was Sie können!«

Mit diesen Worten hüllte sich der Graf in seinen Domino und entfernte sich, ohne zurück zu blicken.

Lachend und scherzend eilten die jungen Männer nach der Richtung hin, wo sie die Dame hatten verschwinden sehen.

Wir sind unseren Lesern Rechenschaft über die Verhältnisse schuldig, unter welchen Obiges stattfand.

Gegen Ende des Junimonats trifft der Peter-Paulstag ein und die Kaiserin Katharina **II.** ließ nicht gern diesen für die kaiserliche Familie so wichtigen Tag vorübergehen, ohne denselben auf's festlichste zu begehen.

Die Festlichkeiten dieses Tages, den man mit Recht in der lustigen Welt für einen Hauptag hielt, da er durch einen großartigen Maskenaufzug gefeiert wurde, fanden bei Peterhof statt, dessen Schloß, Park und Umgebungen nicht allein dem Volke geöffnet, sondern sogar wirklich zauberisch geschmückt waren.

Der Russe ist von Natur heiter, sanftmüthig und unterthänig, er hat nicht klagen gelernt, weil er weiß, daß

er es nicht darf, und deshalb überläßt er sich gern dem Genuß des Augenblicks. Im Tanz vergißt er den Kummer des Lebens, im Gesange haucht er die geheimen Leiden seines Herzens aus, und im Glase ertränkt er seine Qualen. Durch sein ganzes Leben zieht sich ein Ton von asiatischer Sorglosigkeit, in welcher er den Gefahren nicht nur mit geschlossenen Augen, sondern auch mit einem demüthigen Kreuzeszeichen entgegen geht, und den Genüssen des Lebens und seinen Vergnügungen freudig die Arme öffnet.

Zu diesen Festlichkeiten eilte also natürlich die ganze genußsüchtige Bevölkerung von Petersburg.

Schon Morgens ganz zeitig füllte sich der Weg von der Hauptstadt an, Strelna vorbei, nach Peterhof mit Wagen, Reitern und Fußgängern. Eine buntere Schaar konnte es kaum geben; die Menschenmasse schlängelte sich die Chaussée entlang wie ein in verschiedenen Formen und Farben wechselndes Ungeheuer, und betrachtete man diese Haufen, man hätte glauben können, daß alle Länder dieser ungeheuren Monarchie im Wetteifer begriffen wäre, bei diesem Feste sich zu betheiligen oder wenigstens eine Anzahl von Repräsentanten zu demselben zu schicken. Die Wagen mit ihren prächtigen Gespannen konnten sich nur langsam vorwärts bewegen und hielten, als sie dem Schlosse näher gekommen, wie eine lange unbewegliche Wagenburg. Die Reiter waren genöthigt, ihre schnaubenden Pferde zu halten, und auf allen Seiten umdrängte sie eine unübersehbare bunte Schaar von Fußgängern in den wunderlichsten Nationaltrachten.

Peterhof, etwa 25 Werst von Petersburg, am finnischen Meerbusen gelegen, ist seiner Natur nach das erste und schönste aller Lustschlösser des Kaiserreichs; es beherrscht weit gestreckte, fürstlich ausgestattete Gärten und Parke.

Als Peter I. dieses Lustschloß anlegte, wählte er den Platz dazu ganz klug, denn sein Auge ergötzte sich hier an all' den reichen Zukunftsbildern, von welchen seine Seele erfüllt war, wie von schönen und kühnen Träumen.

Seit der ersten Grundlegung des Schlosses ist es manchen Veränderungen unterzogen worden und steht gegenwärtig als eine bunte Probenkarte des Baugeschmackes der verschiedensten Zeiten da; alte und moderne Pracht wechseln vor dem Auge ab, und wenn auch nicht immer nach den Regeln der Kunst, so doch in einer höchst anziehenden Weise.

Auf der Landseite ist das Schloß von Parken und Blumenbeeten umgeben, die von einem großen Bassin mit Wasserkünsten belebt werden. Das ganze Feld nach der Seeseite zu ist von einem großen Park bewachsen, in welchem Monumente und Wasserkünste abwechseln. Ein Canal theilt diesen Park in zwei Theile, auch reizende Villen, kleinere Paläste und schöne Tempel fehlen hier nicht. In einem Theile des Parkes liegt das schöne Monplaisir, in welchem die Kaiserin Elisabeth zuweilen ihre nicht unbedeutende Geschicklichkeit in der Kochkunst bewiesen haben soll. Dicht neben der Meeresbucht liegt ein kleines Holzgebäude, das Lieblingsplätzchen Peters I., weil er von hier aus die schönste Aussicht auf Kronstadt und die Flotte hatte. Und dann das Badehaus mit seinem Bassin, auf welchem fliegende Brücken und Gondeln sich wiegen! — Doch wir dürfen auch ein kleines Häuschen nicht vergessen, das ebenso anziehend für das Auge wie für das Gemüth; es ist eine kleine einfache Bauernhütte, in welcher die Armuth selbst ihre Stätte aufgeschlagen zu haben scheint. Aber o Wunder! Man tritt ein und findet sich plötzlich gleichsam in den Palast einer Feenkönigin versetzt; hier sieht man in all den kleinen Cabine-

ten, in welche die Hütte getheilt ist, gleichsam seine eigene Person von allen Seiten, durch die in reiche Goldrahmen gefaßten Spiegel wiedergestrahlt. Wie schön, wie reizend ist dieser Feenpalast! des Morgenlandes phantastischer Luxus und die reizendsten Moden des Abendlandes scheinen sich hier in dieser Bauernhütte niedergelassen zu haben. Nur in Rußland kann man eine solche Ideenverknüpfung verwirklicht sehen.

Wir befinden uns jetzt in einem Theil des Parkes, ganz nahe bei der kleinen Bauernhütte, deren wir hier erwähnten.

Diese Stätte ist von schattigen Bäumen umgeben, die wie eine Abenddämmerung ihre langen und tiefen Schatten über den Platz werfen. Zwischen den hohen Bäumen flechten sich wilde Schlinggewächse zu hohen, fast undurchdringlichen Mauern. Man hört das Gewirr der Stimmen in den Volkshaufen aus der Ferne, es braust daher wie ein dumpfer Seewind. Von all den Annehmlichkeiten, welche das Leben gibt, findet man nur Eine hier, und zwar die Einsamkeit; aber für das wunde Herz wiegen ja alle Freuden des Lebens nicht die Seligkeit auf, entfernt von dem Geräusch der Welt in unbewachter Ruhe seinen Schmerz in der Einsamkeit aushauchen zu können.

Auch hier finden wir die Dame mit der Maske wieder.

Ihren Gedanken hingegeben, war sie in ihren Kummer versunken.

Wenn sie auch im Bewußtseyn ihrer Unschuld und ihres eigenen Werthes mit stolzer Verachtung so eben erst die schwe-

ren Drohungen zurück zu weisen gewußt hatte, mit welchen Orlow sie gepeinigt, so hatte sie ihn doch kaum verlassen, als sie in die am wenigsten besuchten Gänge des Parkes eilte, und in ihren Schatten verschwand.

Die Maske bedeckte ihr Antlitz noch; man hätte fast glauben können, sie wolle sich vor der ganzen Welt verbergen.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Leidens rang sie ihre Hände, während tiefe Seufzer ihrer Brust entstiegen.

War es das ungerechter Weise verletzte, das unschuldig beleidigte Weib, das hier die Einsamkeit suchte, um ungesehen sich seiner Verzweiflung hingeben zu können, und Ruhe und Frieden mit sich selbst zu gewinnen, oder war es vielleicht die Cokette oder Intriguantin, die von den gerechten Vorwürfen ihres Herzens getroffen, ein Raub schmerzlicher Gefühle war, während sie sich selbst nicht einmal ihre Verzweiflung darüber zu verhehlen vermochte, daß man sie ausspionirt hatte.

Die Zeit verstrich ihr unbemerkt; nur die veränderte Lage der Schatten erinnerte sie an die Flüchtigkeit des Tages. Aber für den Schmerz ist die ganze Welt ein Schatten, und der bewegt sich nicht. Sie wußte auch selbst nicht, wie lange sie sich hier aufgehalten, als sie auf einmal die Gebüsche zu ihrer Seite rauschen hörte, und der wandernde Krämer zwischen dem Laubwerk hervorschaute.

Sein Antlitz war (wie gewöhnlich bei der niedern Classe Rußlands) in einem kohlenschwarzen krausen Bart begraben.

Die weißen Zähne und die feurigen Augen bildeten einen grellen Abstand gegen diesen Bart, es lag etwas Wildes in seinem ganzen Aeußern, und namentlich jetzt, da er

lebhafter zu seyn schien als während des kurzen Zwiegesprächs mit dem Grafen Orlow.

»Fräulein!« rief er.

Die Dame fuhr erschrocken auf; sie bebte beim Anblicke des Krämers, doch hatte sie sich im nächsten Augenblicke bereits wieder gefaßt.

»Bist Du es, Alexandrowitsch? Was willst Du?«

»Er ist hier, Fräulein, hier...«

»O mein Gott, wohin soll ich fliehen?«

»Fliehen? Warum denn?«

Die Dame schien mit einer heftigen Bewegung ihre aufgeregte Gemüthsstimmung beschwichtigen zu wollen, und dies gelang ihr auch. Sich vollkommen beherrschend, erhob sie sich von der Bank, und zwar so still und gefaßt, als sey gar nichts vorgegangen.

»Alexandrowitsch,« sagte sie, »komm her!«

Der Mann trat aus seinem Verstecke, und näherte sich ihr mit der Ehrerbietung eines Sclaven.

»Wußtest Du, von wem der Brief war, den Du mir im Gebüsche am Schloßplane übergabst?«

»Ja, gnäd...«

»Und Du sagtest es mir nicht?«

»Ach, Fräulein, ich kam ja nicht dazu! Sie hatten den Brief kaum angenommen, als mehre Herren heran traten, und ich mich wieder entfernen mußte.«

»Thu' das nicht wieder, Alexandrowitsch! Hüte Dich, mein Mißtrauen zu erwecken!«

Alexandrowitsch warf sich vor der Dame auf die Knie.

»Zürnen Sie mir nicht,« bat er; »ach zürnen Sie nicht! Sie thun mir Unrecht! Verzeihung, Fräulein, Verzeihung!«

Der Mann sprach mit solcher Aufrichtigkeit, daß man ihm kaum mißtrauen konnte.

»Für diesmal verzeihe ich Dir; aber Du sagst ja, er sey hier, laß uns diesen Ort verlassen! Ich will ihn nicht treffen; führe mich zum Schloß, wohin Du willst, daß ich ihn nur vermeide!«

»Ihn vermeiden? Nein, nein, Fräulein, ich werde ihn zu Ihnen führen!«

»Den Grafen Orlow?«

»Es ist ja wahr, Sie wissen nicht von wem ich spreche! Sehen Sie hier...«

Er gab der Dame einen offenen Zettel, auf welchem ein Name geschrieben stand.

Die Dame schien durch den letzteren höchst überrascht; um sich zu beruhigen, drückte sie die Hand auf die Brust; ihre Füße wankten, sie wäre auf die Bank gesunken, hätte Alexandrowitsch's Arm sie nicht aufgefangen.

»Es ist ihm also gelungen, alle Schwierigkeiten zu überwinden!« sagte sie endlich. »Er ist hier! o, mein Gott! Du mußt mich zu ihm führen!«

»Das ist unmöglich, Fräulein!«

»Wo hält er sich auf?«

»Im Gasthause. Sie sehen wohl ein, daß man Sie dort bald entdecken könnte und es bedürfte dieses nur, um ihn zu verrathen.«

»Ich muß ihn aber sprechen!«

»So ist es besser, wenn ich ihn hierher führe.«

»Aber ich bin von Spionen umgeben.«

»Daran zweifle ich nicht, aber ich glaube doch nicht, daß man Ihnen hierher gefolgt; man wird Ihre Spur ver-

loren haben. Ich habe den Park durchkreuzt, ohne eine einzige verdächtige Person zu treffen.«

»Wie schrecklich ist es, nicht einen einzigen Schritt wagen zu dürfen!«

»Fürchten Sie nichts, Fräulein. Es ist nothwendig, daß Sie ihn sehen, und ich glaube, Sie würden ihn ohne alle Gefahr hier in der Hütte sprechen können. Verlassen Sie sich auf mich ... ich werde über Sie wachen ... was befehlen Sie?«

»Führe ihn her ... aber eile!«

Drittes Capitel.

Die Bauernhütte.

In dem Gasthause, in welchem Döring abstieg, waren alle Zimmer bereits besetzt.

Nichts desto weniger ließ er seinen Wagen vor dem Hause halten, in der Absicht, Worowitsch's Ankunft zu erwarten, und dann mit ihm gemeinschaftlich sich ein Quartier zu suchen.

Das Volk war noch von seinen Vergnügungen in Anspruch genommen, gab auf nichts Anderes Acht und Döring fürchtete also nicht für seinen Freund.

Inzwischen wurden die Pferde vom Wagen gespannt, und der Kutscher versorgte sie mit Futter.

Döring mischte sich in das Volksgedränge, um sich nicht nur von der Veranlassung dieses ungewöhnlichen Festes, sondern auch noch von Anderem zu unterrichten, was seine eigene Reise betraf.

Der Aufschluß über das Fest war nicht schwer zu bekommen, denn dies konnte ihm ein Jeder erklären, aber in letzterer Hinsicht wollte er sich doch nicht an den ersten Besten wenden, und er ging daher in der Menge ein paarmal auf und nieder. Bei dieser Gelegenheit fiel seine Aufmerksamkeit auf einen Soldaten, der mit einem Offiziersmantel auf dem Arm am Eingange des Parkes stand, und hier auf Jemand wartete.

Der Soldat trug gelbe, lederne Beinkleider mit hohen Krempstiefeln; auf dem Kopfe hatte er einen dreieckigen Hut, unter welchem das lockige und gepuderte Haar hinten in einen langen Zopf zusammenlief.

Der Mensch stand unbeweglich wie eine Bildsäule, das Auge unverwandt auf den Eingang geheftet, da.

Döring sah sogleich, daß er zu der holstein'schen Garde des Großfürsten Paul, jener Mustertruppe gehörte, mit welcher der Großfürst in Gatschina experimentirte.

»Kannst Du mir sagen, Camerad, ob der Großfürst Paul hier ist?« fragte ihn Döring.

Ohne auch nur eine Miene zu verändern, schaute der Soldat Döring ins Gesicht.

»Ist dein Herr, der Großfürst hier?« fragte Döring nochmals.

Des Soldaten einzige Antwort bestand in einem Kopfnicken.

»Ist er oben im Schlosse?«

Der Soldat schüttelte den Kopf.

»Wo würde man ihn wohl treffen können? Weißt Du es?«

Der Soldat schien nachzudenken, ob er wohl diese Frage beantworten könne, ohne den Mund zu öffnen. Nach einer

kleinen Pause streckte er endlich die Hand aus und zeigte nach einer bestimmten Richtung, als wolle er sagen: Gehen Sie dorthin, und Sie werden den Großfürsten treffen. Döring aber war mit dieser Antwort nicht zufrieden.

»Man sieht, Du bist einer von Gatschina's gut einexercirten Soldaten, die ihren Dienst und vor Allem ihre Pflicht kennen, auf dem Posten nicht zu sprechen; aber ich bin Courier und muß den Großfürsten, oder vielmehr einen Herrn sprechen, der, wie ich vermuthe, sich in seiner Gesellschaft befindet. Kennst Du den Baron Armfelt?«

Der Soldat nickte bejahend.

»Befindet er sich an der Seite des Großfürsten?«

Abermals eine stumme Bejahung.

»Nun so sag' mir wenigstens, wo ich ihn finden kann!«

Der Soldat antwortete aber auch auf diese Frage nicht anders, sondern zeigte wieder nach derselben Richtung.

Dieser übertriebene Diensteifer (der um so unnöthiger war, als der Soldat nur mit einem Mantel Posten stand), belustigte Döring, und dieser wollte sich jetzt überzeugen, wie weit der Soldat in seinem Eifer wohl gehen werde. Er nahm ein paar Silberstücke hervor, um sie ihm als Trinkgeld für die Auskunft zu geben, die er von ihm erhalten; als aber Döring ihm das Geld reichte, wies der Soldat mit der Hand nach der Erde und begleitete diese Geberde auch mit seinem Blick.

Döring warf daher das Geld auf die Erde, und kaum lag es da, als der Soldat in ganz derselben Ruhe den Fuß darauf setzte. Döring hatte jetzt die Lust zu weiteren Proben verloren, und schlug daher den Weg ein, welchen ihm der Soldat gezeigt. Indeß war er noch nicht weit, als er Worowitsch erblickte, der mit einem wandernden Krämer in

einem Gespräch begriffen war. Döring begab sich sogleich zu ihm, um ihn nicht in dem Gedränge aus den Augen zu verlieren. Er bemerkte, wie Worowitsch, als er seiner ansichtig wurde, dem Krämer ein heimliches Zeichen gab, das Döring ein Beweis war, es müsse zwischen diesen Beiden ein Einverständniß herrschen. Diese Entdeckung mußte Döring um so mehr verwundern, als Worowitsch ihm gesagt, er habe gar keine älteren Bekanntschaften in Petersburg.

Döring, dessen Mißtrauen in Worowitsch neue Nahrung erhalten hatte, sah, wie der Krämer sich jetzt langsam und seine Waaren ausrufend entfernte, und wie Worowitsch zögerte, unschlüssig, ob er ihm folgen, oder zu Döring gehen sollte. -

Döring war indeß sogleich an seiner Seite, und Worowitsch mußte ihm daher Rede stehen.

Eine hohe Röthe bedeckte die Wangen des Jünglings, sein Athem war kurz, die Brust hob sich stark und unruhig und Döring zog hieraus natürlich den Schluß, daß etwas sehr Wichtiges geschehen seyn müsse.

»Das Wirthshaus ist ganz besetzt,« sagte Döring zu ihm, indem er that, als habe er nichts bemerkt; »ich weiß nicht, wo wir Quartier finden werden. Die Sache ist sehr verdrießlich!«

Worowitsch schien hierauf nicht Acht zu geben, er antwortete gleichgiltig, während seine Blicke noch immer dem Sbitenkrämer folgten.

»Sie sehen so unruhig aus, Worowitsch,« sagte Döring; »ist Ihnen etwas widerfahren? Wer war der Mann, mit welchem Sie vorhin sprachen?«

Der Jüngling schien einen Augenblick zu überlegen. Döring benutzte die Gelegenheit und schaute ihn forschend

an. Worowitsch hatte den Blick zu Boden gesenkt; seine Miene konnte fast rühren, sie verrieth Unentschlossenheit und Angst; ohne Zweifel mußten seine Gedanken durch etwas sehr Wichtiges in Anspruch genommen seyn. Seine Gesichtszüge aber waren im Uebrigen so rein und voll von Unschuld, daß Döring, obgleich er die Widersprüche nicht vergessen, welche der Jüngling schon gegen ihn geäußert, doch nicht umhin konnte, ihn innerlich von jedem Verdachte frei zu sprechen.

Unwillkürlich aber drängte sich Döring wieder der Gedanke auf, Worowitsch müsse ein verfolgter, politischer Flüchtling seyn, der genöthigt sey, sich mit einem undurchdringlichen Dunkel zu umgeben, obgleich er theils aus Unerfahrenheit, theils in Folge seines ehrlichen und aufrichtigen Charakters, noch nicht im Stande gewesen, sich recht in seine Rolle hineinzufinden.

Von diesen Gedanken geleitet und ganz geneigt, nur das Gefühl auf sich wirken zu lassen, legte Döring die Hand auf des Jünglings Schulter, um ihm seine Theilnahme auszudrücken.

»Ich sehe Ihren Kummer, Worowitsch, und obgleich ich manche Ihrer Aussagen bezweifeln muß, so kann ich doch nur Freundschaft für Sie empfinden. Etwas ist Ihnen widerfahren, denn Sie sprachen vorhin mit jener Person dort. Ich will nicht fragen, was Sie mit diesem Manne vorhatten oder was Sie beschäftigt — aber Sie haben etwas vor, und wissen vielleicht nicht, wo Sie mit mir bleiben sollen. Nichts ist indeß leichter, und während ich Ihnen die Versicherung gebe, daß Sie in keiner Hinsicht meinethalben in Besorgniß zu seyn brauchen, entferne ich mich,

wenn Sie es wünschen, und zwar ohne die geringste Versuchung, erfahren zu wollen, wohin Sie sich begeben.«

Bei Döring's freundlichen Worten warf der Jüngling das Haupt zurück (eine sehr gewöhnliche Bewegung bei ihm) und schaute ihn mit so dankbarer und treuer Miene an, daß ihm das Herz in seinen Augen zu liegen schien.

»Sie haben mich durchschaut,« antwortete er, »ich habe wirklich etwas vor, was mich beunruhigt. Uebrigens thut es mir leid, so geheimnißvoll seyn zu müssen, daß ich Ihnen verdächtig erscheinen muß; ich möchte so ungern von einem Manne verkannt seyn, den ich so sehr schätzen gelernt habe.«

»Lassen Sie das gut seyn; ich verlasse Sie sogleich.«

»Nein, nein, Sie dürfen mich nicht verlassen. Am wenigsten jetzt, da ich ... da ich Ihrer bedarf ...«

»Meiner?«

»Haben Sie Zeit, mir eine halbe Stunde zu opfern?«

»Und wenn ich Zeit hätte?«

»So würde ich Ihnen beweisen, daß ich Vertrauen in Sie setze, ohne dadurch zu verrathen, was meine Ehre mir zu verschweigen gebietet; ich würde Ihnen beweisen, daß ich in Folge dieses Vertrauens Ihre Freundschaft noch mehr in Anspruch nehme ...«

»Sie zögern noch immer?«

»Zögern? Allerdings! Ich befinde mich auf einem Boden, der mir fremd ist, ich bin von Umständen so eigener Art umgeben, daß ich die Grenzen meiner Aufrichtigkeit nicht zu bestimmen mag ... Sie opfern mir also eine halbe Stunde?«

»Ich folge Ihnen!«

»Wohlan denn! Lassen Sie uns gehen. Sehen Sie,

jener Mann, mit welchem ich vorhin sprach, geht dort hinten; wir müssen ihm folgen, aber in gehöriger Entfernung, damit man nicht Verdacht schöpfen kann.«

»Und wohin führt er uns?«

»Ich weiß es selbst nicht; aber ich denke eben daran, daß ich Ihnen eine Aufklärung schuldig bin. Während der ersten Tage unserer Bekanntschaft und als ich noch nicht wußte, wie ich Sie betrachten solle, ja als ich noch nicht einmal wußte, wofür ich die Freundschaft halten solle, die Sie mir bewiesen, sagte ich Ihnen, ich kenne in Petersburg Niemanden. Dies war nur eine Ausflucht. Wie Sie gesehen, kenne ich wenigstens schon diesen Mann; er ist eine ehrliche Seele, der ich mich vollkommen anvertrauen darf. Er wartete bereits auf meine Ankunft, obgleich ich ihn erst in Petersburg zu finden hoffte. Zufälligerweise traf ich hier mit ihm zusammen, denn da er seine Waaren ausruft, so wird man leicht auf ihn aufmerksam. Unter so vielem, was er mir erzählte, versprach er mir auch ein Zusammentreffen mit ... mit einer Dame ...«

»Mit einer Dame?«

»Wie ich sage ...«

»Und wir begeben uns jetzt zu dieser Dame?«

Diese Frage that Döring mit einer Ueberraschung, die er gar nicht verheimlichen zu wollen schien, und die des Jünglings Aufmerksamkeit erregte. Dieser blieb auch sogleich stehen, und betrachtete ihn fragend, ja mißtrauisch.

»Ich habe Eins zu berücksichtigen vergessen,« sagte er. »Vielleicht haben Sie keine Lust, sich einer Promenade auszusetzen, die vielleicht nicht ganz ohne ...«

»Sprechen Sie aus, was Sie meinen!«

»Ich bezweifle keineswegs Ihren Muth und Ihr Herz,

wenn ich diese Bemerkung mache; aber als Courier sind Sie gewissermaßen ein öffentlicher Charakter, und vielleicht dürfen Sie sich nicht einem Abenteuer aussetzen, was, wie ich glaube, zwar nicht mit Gefahr verknüpft ist, aber auf jeden Fall doch ...«

»Seine Bedenklichkeiten hat,« fiel Döring lachend ein. »Fürchten Sie nichts für mich; ich habe schon so Manches mitgemacht und scheue ein kleines Abenteuer nicht. Kann ich Ihnen irgendwie nützlich seyn, so geschieht es gerne. Wer ist es, mit dem Sie zusammentreffen werden?«

»Eine Dame.«

»Das sagten Sie mir bereits; aber wer ist sie?«

»Das gehört zu meinem Geheimniß, mein Herr; ich darf es nicht sagen. Unser Wegweiser hat mir mitgetheilt, ich werde sie in einer kleinen Bauernhütte treffen, die hier im Parke liegen soll. Unsere Unterhaltung kann fünfzehn bis zwanzig Minuten dauern. Aus nothwendiger Vorsicht, und zwar weniger meinet- als ihretwegen möchte ich Sie bitten, unsere Leibgarde zu seyn ... Was meinen Sie dazu?«

Obgleich Döring auf diese Zumuthung nicht eingegangen seyn würde, wenn ihm dieser Zweck besser bekannt gewesen wäre, so war er jetzt doch schon zu weit gegangen, um sich zurückziehen zu können. Worowitsch hatte Döring in so fern richtig beurtheilt, als diesem jede Furcht fremd war, aber er glaubte doch seinem officiellen Charakter als Courier einige Achtung schuldig zu seyn.

Vielleicht um seine eigenen Scrupel zum Schweigen zu bringen, lachte Döring über Worowitsch's Besorgniß und schob seinen Arm in den seines Freundes. Döring war übrigens zu dieser Gefälligkeit weniger aus Neugier als aus Theilnahme für die Unerfahrenheit des Jünglings geneigt

und innerlich mit den Klugheitsregeln in Streit, welche sein Amt ihm zur Pflicht machte, schritt er mit seinem Gefährten dahin.

Der Weg führte sie in den Park, und ihrem Wegweiser folgend, durchschritten sie mehre Alleen. Endlich kamen sie bei der kleinen Bauernhütte an, in deren Nachbarschaft wir kürzlich die unbekannte Dame verließen.

Einige Zeit darauf finden wir Döring auf dem Platze vor der Hütte, eine Strecke weiterhin den wandernden Krämer mit seinen Waaren auf dem Kopfe.

Döring hatte gesehen, wie Worowitsch im Eingange der Hütte verschwand und hier von einer maskirten Dame empfangen wurde. Weit entfernt von allen besuchten Parktheilen dachte er zwar nicht an die Möglichkeit, hier überrumpelt zu werden, aber seine Lage war ihm doch eben keine angenehme, und um keinen Preis hätte er hier von Jemanden gesehen seyn mögen. Er wachte daher mit derselben Aufmerksamkeit, als gelte es seiner eigenen Person.

Wenn aber nun das Abenteuer auch Döring nicht so ganz und gar behagte, da er doch ein Mann war, der mit wichtigen Aufträgen hieher gekommen, so hatte es doch etwas Interessantes, was ihn reizte. Er hatte selbst mit der ganzen Wärme eines jungen Mannes, mit der ganzen Hingebung seiner glühenden Seele geliebt, und er glaubte jetzt eine Liebe zu beschützen, die eben so rein und wahr, ja vielleicht eben so unglücklich war wie die seinige, und während er mit einem Seufzer an seine eigenen früheren Verhältnisse dachte, hielt er mit brüderlicher Treue Wacht über diese Beiden, die sich vielleicht nach einer mehrjährigen Trennung heute zum ersten Male wieder sahen.

Es war ihm nicht entgangen, mit welcher Aufregung Worowitsch mit der jungen Dame zusammen getroffen, ja er glaubte sogar bemerkt zu haben, daß sie ihn mit einer zärtlichen Hingebung empfange.

Worowitsch war in den Jahren, in welchen die Wurzeln, welche die Liebe treibt, das ganze Herz durchdringen. Zwar hatte die Maske Döring die Züge der jungen Dame verborgen, aber er hatte doch ihren Wuchs gesehen, hatte das Feuer ihres Auges, die Lebhaftigkeit gesehen, mit welcher sie die Hand des Jünglings drückte, und hieraus glaubte er hinreichend entnehmen zu können, was in ihr vorgehe.

Hin und her spatzierend erwachte in ihm ein melancholischer Gedanke, und auf den Flügeln der Erinnerung flog seine Seele nach Schweden hinüber, wo sein Herz den ersten Eindruck der Liebe erfahren, wo er aber auch Alles, und sogar die Hoffnung verloren.

Rund um ihn her war Alles still. Die Bäume flochten ihre dichten Zweige zusammen, und umgaben ihn auf allen Seiten, als wandere er in einer großen Laube; zuweilen drang das Rufen des Krämers an sein Ohr, und erinnerte ihn, daß auch er auf seinem Posten war.

Döring's Furcht vor einer Ueberraschung schwand allmälig, und sich seiner eigenen Schwärmerei hingebend nahm er auf einer Bank nahe an der Thür der Hütte Platz.

Theure und liebe Namen in den Sand zeichnend, vertiefte er sich immer mehr und mehr in seine Erinnerungen, während die Gegenwart ganz in den Hintergrund trat.

Endlich hörte er, wie die Thür der Hütte sich öffnete, und als er sich wandte, sah er, daß Worowitsch ihm winkte. Er erhob sich sogleich, und ging zu ihm.

»Kehren wir jetzt zum Gasthause zurück?« fragte er.

»Noch nicht; treten Sie ein; wir haben beschlossen, uns Ihren Händen anzuvertrauen.«

Döring hatte keinen Grund sich zurück zu ziehen; er ahnte den Inhalt dessen, was man ihm anvertrauen werde, und trat ein.

Das prachtvolle Innere der Hütte überraschte ihn beim ersten Anblicke; er blieb auf der Schwelle stehen.

Worowitsch wollte ihn nach den kleinen Cabineten führen, wo die Dame wartete, Döring konnte aber einige Bemerkungen über das, was er hier sah, nicht unterdrücken, und so entstand hiedurch ein kleiner, wenn auch nur ganz kurzer Aufenthalt.

Diese Zögerung sollte aber der ganzen Sache eine ganz andere Wendung geben.

Worowitsch hatte die Thür verschlossen, und in demselben Augenblicke, als er sich nach den Cabineten begeben wollte, klopfte man heftig an die Thür.

»Oeffnet im Namen der Kaiserin!« rief man.

Döring erschrack bei diesem Befehle. Zwar wußte er, daß er nicht an Etwas Theil genommen, was gefährlich seyn könne, aber der Name der Kaiserin, und auf diese Weise benutzt, hatte immer etwas Drohendes. Unwillkürlich warf er einen Blick auf Worowitsch; dieser stand bleich, fast zitternd da.

»Was soll dies heißen?« fragte Döring, von seinem ersten Eindrucke geleitet. »Sie erbleichen, Sie zittern! Ist dies ein Zusammentreffen, welches den Zorn der Kaiserin erwecken kann? Antworten Sie mir! Ich baute auf Ihre Rechtlichkeit; Sie haben mich doch nicht in Verdrießlichkeiten geführt? Ich bin Ausländer, und will nicht an irgend einem Complott gegen hohe Personen hier Theil haben!«

Abermals wurde an die Thür geklopft und zwar heftiger als zuerst.

»Oeffnet im Namen der Kaiserin!« befahl man abermals. »Oeffnet!«

Da Worowitsch nicht antwortete, begab sich Döring nach der Thür, um sie zu öffnen; als der Erstere aber seine Absicht sah, hielt er ihn zurück.

»Warten Sie einen Augenblick,« sagte er, seine Hand auf Döring's Schulter legend; »draußen befiehlt man uns, im Namen der Kaiserin die Thür zu öffnen, ich aber bitte Sie im Namen des Himmels, es nicht zu thun!«

Die Dame, die in dem Cabinet den Lärm und den Befehl gehört hatte, trat jetzt heraus. Die Maske bedeckte noch ihr Antlitz.

Döring's Hand lag auf dem Schloß; er brauchte nur den Schlüssel umzudrehen, um die draußen Stehenden herein zu lassen.

»Um Gotteswillen, warten Sie noch!« bat auch sie. »Sie werden uns doch nicht verrathen wollen?«

»Keineswegs!... Aber was soll ich thun?«

»Hören Sie mich,« fuhr sie zu Worowitsch gewandt fort, »Sie müssen von hier ... müssen im Augenblick fort, sonst sind wir alle Beide verloren!«

Worowitsch rührte sich nicht von der Stelle.

»Soll ich Dich hier ... hier in der Gewalt unserer Feinde lassen?« fragte er. »Nimmermehr!«

»Nimm diesen Schlüssel, geh nach dem letzten Cabinet, Du findest dort eine Thür, die in den Park führt. Eile.«

Döring wußte nicht, was er von diesem Auftritt denken solle.

»Bitte mich nicht, Dich zu verlassen!« antwortete Worowitsch; »mit Dir bin ich bereit, jeder Gefahr entgegen zu gehen, ohne Dich nicht!«

Abermals wurde an die Thür geklopft.

»Keine Einwände! Gehorche mir; ich will es! Während das Volk sich hier am Eingange sammelt, wird man die hintere Pforte unbewacht lassen und Du wirst leicht entkommen können. Zögere nur nicht!«

»Es wäre feige zu gehorchen. Höre statt dessen meinen Vorschlag. Ich bleibe hier, Du aber fliehst durch die Hinterthür.«

»Oeffnet! Oeffnet!« rief man von draußen.

Die maskirte Dame hatte entschlossen ihre Hand auf die Döring's gelegt, um ihn am Oeffnen der Thür zu hindern. Sie war die einzige, die in die Verhältnisse eingeweiht, Fassung besaß und mit Ueberlegung handelte.

»Du willst, ich soll fliehen und Dich deinem Schicksal überlassen!« sprach sie. »Das geschieht nicht; ich habe wenig zu befürchten, Du aber Alles!«

»Aber man wird Dich mit einem fremden Herrn finden!«

»Was thut es . . . man wird sich auf meine Kosten Scherze erlauben . . . das ist Alles . . . daran bin ich schon gewohnt . . . Gehe, sage ich, gehe! Bei Allem was Dir theuer ist, eile!«

Die Männer draußen wurden mit ihrem Lärm immer stürmischer.

Obgleich Döring nicht wußte, welche Gefahr hier eigentlich drohe, so begriff er doch so viel, daß diese Beiden einen edlen Streit führten, und fühlte sich heftig ver-

sucht, ihnen aus ihrer Verlegenheit zu helfen. Aber wie sollte er dies beginnen?

Da fiel ihm ein Gedanke ein.

»Antworten Sie mir offen,« begann er, »wer von Ihnen hat am meisten durch sein Verweilen hier zu fürchten?«

»Worowitsch!« antwortete die Dame.

»So müssen Sie sich sofort entfernen und wenn auch nicht dieser Dame, so doch meinetwegen, denn ich kam im Vertrauen auf Sie hieher und Sie dürfen dies nicht mit Undank lohnen.«

Der Jüngling zauderte.

»Ihre aufgeregte Miene gibt mir den Beweis, daß es sich hier um Wichtigeres als um ein einfaches Liebesabenteuer handelt.«

»Sie haben Recht ... Es handelt sich hier ...«

»Ich will es nicht wissen,« unterbrach Döring sie, »aber wenn Sie, Worowitsch, sich sogleich entfernen, werde ich die Dame retten und dieses Zusammentreffen in ein einfaches Rendezvous verwandeln.«

Die Dame heftete einen feurigen Blick auf Döring; sie hatte ihn verstanden.

»Hören Sie, was Ihr Freund sagt?« fragte sie Worowitsch. »Wollen Sie uns und sich selbst retten, so eilen Sie von hier ... kein Wort mehr ... Eilen Sie!«

Worowitsch zögerte nicht länger, er eilte in das Cabinet. Kaum war er dort verschwunden, als Döring auf die Knie fiel. Ein Lächeln umspielte dabei seine Lippen.

»Meine Rolle beginnt!« sagte er.

Die Dame zog sich verlegen einen Schritt zurück.

»Ich muß mich schämen, mein Herr!« sagte sie.

Döring hatte vorhin gehört, mit welcher Energie sie sich ausdrückte; jetzt hingegen lag Weichheit und Sanftmuth in ihrer Stimme. War es sein Fußfall, der diese schnelle Umwandlung hervorbrachte? Anstatt gebietend stand sie jetzt wie eine liebende, schüchterne Jungfrau da, verschämt und zurückweichend.

»Oeffnen Sie die Thür und stoßen Sie mich mit Verachtung zurück, so wird die Schande nur mich allein treffen!«

»Ich mißbrauche Ihre Güte . . .«

»Sie werden mich hinreichend belohnen, wenn Sie mir nur Ihr Antlitz zeigen.«

Döring war ein schöner Mann, mit männlichen, edlen Gesichtszügen; seine Wangen waren gegenwärtig von einer Röthe gefärbt, die seine ritterliche Gestalt noch mehr erhöhte. Sein Auge brannte von dunkler Glut; die Erinnerung an seine erste Liebe war mit ihrer ganzen Kraft zurückgekehrt. Seit er die Hoffnung aufgegeben, durch jene Liebe glücklich zu werden, hatte er vor keinem weiblichen Wesen mehr das Knie gebeugt; aber ohne Herzklopfen beugt man doch nie sein Knie.

Einen Augenblick betrachtete ihn die Dame.

»Sie wünschen zu sehen, wer ich bin?« fragte sie; »bedenken Sie, in welcher Lage ich mich befinde!«

»Ich muß Ihr Antlitz sehen!«

Der Busen der Dame hob sich, ihr Athem wurde heftiger; ihre Augen strahlten von höherem Glanz.

»Sie fordern...«

»Ich fordere nichts . . . Ich bitte nur!«

»Wohlan denn! . . .«

Mit diesen Worten löste sie die Maske und ließ ihn

einen Blick hinter dieselbe werfen, worauf sie die Maske wieder befestigte.

Ein Ausruf der Bewunderung entschlüpfte unwillkürlich Döring's Lippen; seine Seele strahlte aus seinen Augen . . . Wie viel weibliche Schönheiten hatte er schon gesehen!

Um sich aus ihrer Verlegenheit zu reißen, legte jetzt die Dame entschlossen die Hand auf das Schloß, um die Thür zu öffnen, als Döring plötzlich aufsprang.

»Warten Sie noch!« bat er. »Ich habe nicht das Herz, Sie bloß zu stellen; auch Sie müssen sich retten! Derselbe Weg, auf welchem Worowitsch sich entfernte, steht ja auch Ihnen offen.«

»Und Sie wollten allein zurückbleiben? Was würde man glauben, wenn man Sie hier fände?«

»Was man will! Mir ist es gleichgiltig, wenn Sie nur gerettet werden!«

»Warum liegt Ihnen dies jetzt mehr am Herzen als vorhin?«

»Erlassen Sie mir die Antwort! Hören Sie meinen Rath! . . . Ihre Ehre, Ihr Name! . . .«

»Ich danke Ihnen für Ihr Zartgefühl, aber Sie vergessen: fände man Sie hier allein, man würde Sie ergreifen, wie einen gewöhnlichen . . .«

»Was meinen Sie?«

»Wie einen Dieb! das kann ich nicht zugeben!«

Döring überlegte einen Augenblick.

»Mein Gott,« rief er, »wie thöricht wir doch sind!«

»Wie so?«

»Wir haben Eins übersehen . . .«

»Was denn?«

»Daß wir uns alle Beide entfernen können!«

»Ja, ja, Sie haben Recht!«

»Lassen Sie uns also eilen . . .«

Inzwischen war den Befehlen draußen auch schon die Drohung, die Thür zu sprengen, gefolgt, ja man hatte auch aus dieser schon Ernst gemacht und die Thür hatte bereits mehren Stößen Widerstand geleistet.

Sobald Döring und seine unbekannte Dame den Entschluß zur Flucht gefaßt hatten, eilte sie in das Cabinet; Döring folgte ihr auf dem Fuße, kam aber nicht weiter als bis zur Schwelle — da wich die Thür dem immer stärker werdenden Andrange; sie sprang auf. Mehre Personen drangen herein, und als Döring die Unmöglichkeit, selbst zu entkommen einsah, beschloß er, wenigstens die fliehende Dame zu retten; er schlug die Cabinetsthür hinter ihr zu und nahm ruhig und gleichgiltig seinen Platz an dem Thürpfosten ein, entschlossen, Niemand hindurch zu lassen, bis sie entkommen sey.

Aber man machte keinen Versuch, weiter vorzudringen, sondern gebot ihm zu folgen, wogegen er sich nicht auflehnen zu dürfen glaubte.

Als er vor die Hütte kam, sah er hier mehre junge Männer versammelt, in welchen wir dieselben erkennen, welche auf Graf Orlow's Antreiben die junge Dame zu entlarven suchten. Als sie Döring erblickten, vermochten sie ihre Heiterkeit nicht zu zügeln; sie empfingen ihn mit lautem Gelächter, das Döring natürlich im höchsten Grade reizen mußte.

Wir haben bereits gesehen, daß Döring zwar ein sehr vorsichtiger Mann war, aber war er einmal in ein Abenteuer hinein gerathen, so pflegte er sich auch vor dem Ende

desselben nicht heraus zu ziehen. Dreistigkeit und Muth waren ihm angeboren; Besonnenheit und Ueberlegung hatte er während seines ereignißreichen Lebens gelernt. Als ein Mann der That berücksichtigte er Beides, aber wo es sich um seine Ehre handelte, da hatte der Muth immer den Vorzug.

Unerschrocken trat er zu den jungen Männern.

»Meine Herren,« redete er sie an, »ich muß Ihnen bemerken, daß ich Ausländer bin und deshalb eine gewisse Ritterlichkeit von Ihrer Seite fordere. Ich bitte Sie, mit Ihren Scherzen aufzuhören, denn sie sind gegen mich gerichtet, wie ich sehe!«

Döring sprach dies mit stolzer Ruhe, aber er bewirkte nur das Gegentheil seiner Absicht, denn der Spott der Herren nahm nur zu.

»Ich gehöre einem Lande an,« fuhr Döring fort, ohne einen Augenblick seine Kaltblütigkeit zu verlieren, . . . »einem Lande, das zwar im Vergleich mit diesem hier gering ist, das aber doch Männer aufzuweisen hat, die im Nothfall ihre Ehre zu vertheidigen wissen und mögen sie, wie ich hier, Einer gegen fünf stehen.«

Das Gelächter nahm noch immer kein Ende.

»Bei St. Nicolaus,« rief der Gardelieutenant; »es ist meiner Seel' ein kleiner Schwede, mit dem wir zu thun haben; ha, ha, ha, ein kleiner Schwede!«

»Laßt uns ihn genau betrachten, meine Herren,« meinte der Senatssecretär. »Die Schweden und ihre Gesichter erinnern mich immer an den seligen Don Ranudo de Colibrados, der in den Nachtrock gekleidet, in einer Löwenhaut einher zu gehen glaubte. Es ist ein possirliches Volk. Sie

erobern die Welt auf die bequemste Weise, nemlich mit ihren großen Erinnerungen.«

»Obgleich Carl **XII.** seit einigen und siebenzig Jahren todt ist, stellen sie ihn doch noch immer an die Spitze ihrer Heere, um im Geiste Rußland zu erobern.«

»So, Sie sind also ein kleiner Schwede?« fragte Petscherin, und kreuzte die Arme vor Döring; »ein Schwede sieht also wirklich so aus?«

Das Blut kochte in Döring's Adern; mit der größten Mühe vermochte er nur sich zu zähmen.

»Wissen Sie wohl, daß wir uns schmeicheln, bald die Ehre zu haben, Ihren kleinen König hier zu sehen?« fiel der Gardelieutenant wieder ein; »wir gebrauchen eine Puppe und deshalb hat man ihn gewählt. Er will es vielleicht nicht seyn, aber er muß.«

»Wenn unsere Armeen einmal ausmarschiren, um das zu erobern, was noch von der Welt übrig ist,« meinte der Uhlanencapitän, »so kann es sich ereignen, daß Sie im Nachtrab mitkommen können. Dort haben Sie keine Gefahr zu befürchten.«

Döring vermochte seinen Zorn nicht mehr zu unterdrücken, bleich und drohend trat er auf sie zu.

»Meine Herren,« rief er, »Sie haben mein Vaterland verhöhnt und beschimpft; ich fordere Genugthuung! Wo treffen wir uns?«

»Ha, ha, ha! Führt ihn fort, Wache! Fort mit ihm!« unterbrachen sie Döring. »Ha, ha, ha!«

Die Männer, welche Döring aus der Hütte geholt hatten, ergriffen ihn jetzt beim Kragen, um dem Befehle der Offiziere nachzukommen; aber obgleich Döring unbewaffnet war, wehrte er sich doch, nicht in der Hoffnung,

der Uebermacht widerstehen zu können, sondern um wenigstens den Vorwurf nicht auf sich zu laden, als habe er sich freiwillig dieser Gewaltthat unterworfen.

Während des Ringens sah Döring aus einer der Nebenalleen einen Soldaten hervorschimmern; er erkannte sogleich den von Gatschina, mit welchem er am Eingange des Parks gesprochen.

»Camerad!« rief er, »komm schnell hieher!«

Das Lieblingsmilitär des Großfürsten Paul bei Gatschina bestand aus Holsteinern und obgleich Döring von dem Herbeigerufenen keineswegs Hilfe erwarten konnte, so wollte er ihm doch einen Auftrag an den Großfürsten geben, der ihm, wie er glaubte, von Nutzen seyn werde.

Der Soldat hörte den Ruf und blieb stehen, ohne sich einen Schritt zu nähern.

Zu seiner Freude erblickte Döring auch mehre höhere Militärs, welche denselben Weg daher kamen und die, nachdem sie einige Worte mit dem Soldaten gewechselt, gerade auf Döring zu gingen.

In wenigen Augenblicken waren sie bei ihm.

Ihre Haltung, ihr Gang zeugten von hohem Range; namentlich sah man es der den Uebrigen vorangehenden Person an, daß sie zu befehlen gewohnt war.

Das Antlitz dieses Mannes war ernst und streng, obgleich ein Zug um seinen Mund und ein Strahl in seinem Blick doch auch von Milde sprachen. Döring erkannte sogleich den Großfürsten Paul.

»Der Großfürst war ein heißer und leicht reizbarer Charakter,« sagt Abbé Perin. »Der erste Augenblick seines Zornes war erschrecklich, aber es war doch nicht schwer, ihn zu besänftigen. Er liebte die Gerechtigkeit und ließ sie Allen

zu Theil werden, welche zu ihm zu dringen vermochten. Aber ungeachtet seines edlen Herzens verzieh er doch Denen nicht gern, welche einer in wirkliche Ungnade gefallenen Familie angehörten. In seiner Heftigkeit war er äußerst leidenschaftlich, launenhaft, ja sogar rachgierig; war er milder gestimmt, so gab er gern nach. Stets mißtrauisch, wurde er ein von einer Leidenschaft in die andere geworfener Spielball, woraus dann auch die Widersprüche in seinem Charakter entsprangen.

Nachdem er einen Blick auf die Scene geworfen, welche sich seinem Auge darbot, trat er in den Kreis, welcher Döring umgab.

»Was ist hier geschehen?« fragte er.

Bei der Ankunft des Großfürsten wichen Alle zur Seite, so daß Döring allein vor ihm stand.

»Was hast Du gethan, daß man Dich ergreifen will?« fragte er nochmals, da Döring nicht sogleich antwortete.

»Nichts, was eine solche Behandlung rechtfertigen könnte,« antwortete Döring offen und unerschrocken; »ich bin ein Fremdling!«

Der Uhlanencapitän wollte einfallen, der Großfürst aber befahl ihm zu schweigen.

»Du trägst den Courierschild auf der Brust!« redete er Döring wieder an. »Was soll das bedeuten?«

»Daß ich Courier bin!«

»Courier . . . . Woher?«

Während des Widerstandes, welchen Döring leistete, hatte sich nemlich der Courierschild vorgeschoben und hing jetzt gerade auf seiner Brust.

»Von Stockholm!« antwortete Döring.

Die Stirn des Großfürsten legte sich in tiefe Falten und

Jeder, der nur einigermaßen mit des Fürsten inneren Familienverhältnissen bekannt war, wußte auch, was das zu bedeuten hatte.

»In welcher Angelegenheit bist Du hier?«

»In der des Baron Armfelt!«

Die finstere Wolke verschwand wieder, die Stirn glättete, sein Antlitz erheiterte sich.

»Hast Du den Baron schon getroffen?«

»Nein!«

»Wann trafest Du hier ein?«

»Soeben!«

Der Großfürst schwieg; aber der forschende Blick schien in Döring's Antlitz lesen zu wollen, ob er gute oder schlechte Nachrichten bringe. Einen Augenblick bewegten sich sogar seine Lippen, als wolle er nach dem fragen, was ihm so wichtig zu seyn schien; aber er preßte die Lippen wieder zusammen, um sein Verlangen zu unterdrücken. Statt dessen wandte er sich zu denen, welche Döring umgaben.

»Weshalb wolltet Ihr ihn verhaften?«

»Wir hatten Befehl erhalten . . . .«

»Befehl! Befehl!« unterbrach er den Sprechenden mit einer gewaltsamen Bewegung, die da bewies, wie schnell er aufbrausen konnte. »Wer hat Euch dies befohlen . . . Wer?«

»Graf Orlow!«

»Orlow,« stammelte er, »Orlow! Ich werde . . . ich werde . . . .«

Der Andere schien sich näher erklären zu wollen, der Großfürst aber kam allen weiteren Auseinandersetzungen zuvor, indem er Döring befahl, ihm zu folgen und den Uebrigen den Rücken wandte.

Döring glaubte hiedurch seinen Wunsch zu erreichen und Armfelt zu treffen; er wünschte also nichts Besseres. Ehe er aber noch den Platz vor der Hütte verlassen, erinnerte er sich seines Streites mit den jungen Männern, die auf seine Kosten sich lustig gemacht hatten und die er während der Unterredung mit dem Großfürsten vergessen hatte. Er schaute zurück, um ihnen wenigstens durch einen Wink anzudeuten, daß er wieder kommen werde, aber sie waren verschwunden.

Viertes Capitel.

Kaiserin Katharina II. Ein Zweigespräch der Prinzessin Alexandra Paulowna und des Fräulein Willanow.

Rußlands Politik dürfte in der That nie größere und erstaunlichere Erfolge gehabt haben, nie dürfte Rußlands Zepter mächtiger gewesen seyn als zur Zeit Katharina's II. Der Geist erfand, das Glück bewerkstelligte ihre weit aussehenden Pläne. Ueberrascht blickte die Welt auf diesen neuen Staat, auf dessen wehendem Banner der gespaltene Adler seine Schwingen ausbreitete, der, kürzlich erst aus dem moskowitischen Stamm hervorgegangen, schon auf der Grenze zwischen zwei Welten bereit stand, mit Asien gegen Europa und gegen Asien mit Europa zu kämpfen, nicht um einem von diesen anzugehören, sondern auf der Grundlage einer eigenen Moral und Politik in sich selbst ein besonderer Welttheil mit eigener Cultur zu werden. Die damaligen

europäischen Verhältnisse, in welchen das bisher am meisten strahlende Volk in blutigem Kampfe trotzig die Fahne der Revolution gegen alle Throne erhob, während es doch auf seinen eigenen Trümmern stand und die Grundsätze der Volksmacht verkündete — diese Verhältnisse trugen auch noch das Ihrige mit dazu bei, die Aufmerksamkeit auf das Auftreten des jungen Rußlands zu lenken, während dieselben Verhältnisse ihm zugleich die tief in die Weltereignisse eingreifende Rolle übergaben, welche es von da ab bis heute gespielt.

Wenn Peter I. Rußland zur Einheit organisirte und es gleichsam wie einen Vorposten aus den öden Steppen in die Nachbarschaft der Lager der civilisirten Welt schob, wenn seine Armeen unter dem Einfluß des Vormundschwertes Carls XII. erzogen wurden, so war es Katharina II. vorbehalten, die politische Erziehung (wenn wir uns so ausdrücken dürfen) des moskowitischen Stammes zu vollenden, ihn in die Geheimnisse der europäischen Diplomatie einzuweihen, seine Stimme zu mächtiger Geltung zu bringen, wo es sich um die Entscheidung des Schicksals der Nationen handelte.

Rußland ist, wie es jetzt dasteht, ein riesenhafter Abkomme Peters I. als seines Vaters und Katharinas, als seiner Mutter. Die letztere hatte mehre weitaussehende Kriege beendigt, in welchen nicht allein ihre Waffen Lorbeeren geerntet, sondern auch ihre Politik sich siegreich gezeigt hatte; aber außerdem war auch Angesichts der europäischen Völker Polens Theilung vor sich gegangen und noch waren nicht die letzten Seufzer um ihren Thron erstickt. In dem großen entscheidenden Augenblick, welchen die französische Revolution hervorgerufen, war es ihr gelungen, die meisten Regenten mit hinein zu verwickeln, obgleich sie selbst noch nicht einen

einzigen Schritt gethan hatte; und da sie sah, wie sie ihre Kräfte erschöpften, während sich das Ziel eher von ihnen noch entfernte als näherte, hatte sie zugleich auch die Genugthuung, zu sehen, wie der eine derselben nach dem andern durch den Gang der Ereignisse in eine Art von Vasallenschaft zu ihr gebracht wurde. Sie betrachtete sich wie einen von der Vorsehung begünstigten Richter über Europa und glaubte zugleich, eine Eroberung Asiens unternehmen und den Gedanken eines orientalischen Reiches verwirklichen zu können.

Inzwischen vergaß sie aber auch Schweden nicht.

Katharina, die nur in dem Grade, wie sich ihre Nachbarn unterwürfig zeigten, mit ihnen im Frieden leben konnte, suchte nach Mitteln, den durch Gustavs **III.** Geist verringerten alten Einfluß zu erneuern, wie man annimmt, in der Absicht, auf skandinavischem Boden ein Gegenstück von Polens Theilung auszuführen.

So war die Stellung dieser Frau, der ihre Zeitgenossen schon den Namen einer Semiramis des Nordens gaben, bei Beginn unserer Erzählung.

Katharina's Hof glich dem glänzenden Lager eines orientalischen Siegeshelden; man sah hier Staatsmänner und Generäle in den verschiedensten und buntesten Trachten, mit Orden und Ehrenzeichen geschmückt, die von den verschiedenen Ländern zeugten, aus welchen sie kamen. Neben den hervorragendsten eingebornen Männern befanden sich hier französische Emigranten, polnische Magnaten, Mohamedaner, tartarische Chane, Emire, Griechen, Moldauer, Kosaken, Kalmuken, Baschkiren, Armenier, Grusier &c.

Die Kaiserin war, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, soeben von einer Spazierfahrt zurückgekehrt. Ihr Gefolge war in einem der äußeren Gemächer geblieben; sie hingegen trat in einen der prachtvollsten Salons von Peterhof, nur von der Gemalin des Großfürsten Paul, der sanften und liebenswürdigen Maria Feodorowna, gebornen Prinzessin von Würtemberg, sowie ihren vornehmsten Günstlingen, der Gräfin Branitska und dem Hoffräulein Protasow begleitet. Unter den Cavalieren bemerkte man vorzugsweise ihren letzten Flügeladjutanten Subow, der sich aber um diese Zeit schon zum deutschen Reichsfürsten, General-Feldmarschall, General-Gouverneur u. s. w. aufgeschwungen hatte.

Der Kammerdiener Zacharias Constantinovitsch war an der Thür stehen geblieben.

Die Kaiserin war von mittlerer Größe und etwas beleibt; ihr Gang war in der Regel majestätisch, langsam, gegenwärtig aber lebhafter als sonst.

Sie trug das Haupt stolz aufrecht, ihr Blick war zu Boden gesenkt, wo hingegen ihr Antlitz eine gewisse Unruhe verrieth. Obgleich bereits in ziemlich hohem Alter, fehlte es diesem Antlitz doch nicht an schönen Zügen.

Ihre Kleidung war einfach aber geschmackvoll und erhöhte ihre natürliche Schönheit noch mehr. Ihr Haar war mit reizender Einfachheit aufgeheftet.

Trotzdem entbehrte ihr Antlitz doch nicht einiger Verstöße gegen die Regeln der Schönheit, da die untere Partie desselben etwas plump war; das sinnliche Element in ihrem Charakter hatte sich hier auf Kosten des geistigen entwickelt.

Ihre Augen waren graublau, aber von dem Feuer der Leidenschaft belebt; eine kleine Falte neben der Nase

konnte man deuten, wie man wollte; man sagte damals, sie bedeute Bosheit.

In dem Salon, welchen die Kaiserin betrat, standen die Glasthüren zu einem Balcon offen, auf welchem die seltensten Gewächse in schönster Blüthe prangten.

Während sie mit einer gewissen Ungeduld, als beschäftige irgend etwas Wichtiges ihre Gedanken, durch das Zimmer schritt, um sich nach dem daranstoßenden Gemach zu begeben, fielen ihre Blicke auf den Balcon; sie blieb gleichsam bezaubert durch einen schönen Anblick vor demselben stehen.

Den Bewegungen der Kaiserin unmittelbar gehorchend, blieb auch ihr Gefolge stehen und heftete seine Aufmerksamkeit auf denselben Gegenstand.

Ihren Lippen entflog ein leiser Laut; sie streckte ihre eine Hand nach der Großfürstin aus.

»Sehen Sie, meine Liebe,« rief sie, »was für ein schönes Kind!«

Die Großfürstin hatte bereits den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit beobachtet, ihr Antlitz strahlte von Zufriedenheit über den Beifall, welchen die Kaiserin äußerte.

Dieser Gegenstand war aber auch wirklich schön, auf dem Altan saß ein reizendes junges Mädchen von höchstens fünfzehn Jahren.

Es war die Enkelin der Kaiserin, die Tochter der Großfürstin, die durch ihre Schönheit und ihren sanften Charakter so gefeierte Alexandra Paulowna.

Die Kaiserin betrachtete mit Stolz, die Mutter mit Liebe dieses reizende Mädchen, wie dasselbe, die schönste unter all diesen schönen Blumen, das von den blonden Locken umgebene Haupt auf die schneeweiße Schulter lehnte.

Das Mädchen war nemlich eingeschlummert.

»Lassen Sie uns sie wecken,« bat die Großfürstin; »die Sonne brennt ihr auf das Haupt.«

»Rühre sie nicht an!« fiel die Kaiserin ein; »sieh, wie schön sie ist . . . laß mich sie noch betrachten.«

»Ew. Majestät lieben meine Alexandra so sehr! Möchte sie immer Ihre Güte verdienen!«

»Sie träumt,« sprach die Kaiserin weiter, »sie erröthet . . . sie lächelt!«

»Ew. Majestät, sie ist jung und glücklich!«

»Schöne Zeit der Unschuld! Was wir auch in der Welt gewinnen mögen, unsere Jugend erringen wir nimmer wieder!«

Während die Kaiserin sprach, milderten sich ihre Züge immer mehr und ein freundliches, herzliches Lächeln zeigte sich auf ihrem Antlitz.

»Wovon mag sie träumen?« fragte sie.

»Ach, Ew. Majestät . . .«

»Sie träumt von ihm . . . ich bin fest überzeugt!«

Die Kaiserin näherte sich dem Mädchen jetzt; die Großfürstin folgte ihr. Als sie auf den Balcon hinaustraten, bemerkten sie ein Medaillon in ihrer Hand.

»Was sagte ich?« fragte die Kaiserin, auf Alexandra's Medaillon zeigend; »sie träumt von ihm!«

»Das glaube ich ebenfalls!«

Das Medaillon war ein Porträt Gustavs IV. Adolph.

Die Kaiserin drückte einen leisen Kuß auf ihre Lippen; die Großfürstin neigte sich über sie, noch schlafend lächelte sie ihnen entgegen.

»Sollen wir sie nicht wecken?« fragte die Großfürstin; »ich befürchte . . .«

»Wecken Sie das Kind nicht!« antwortete die Kaiserin. »Es ist eine Sünde, einen Traum zu stören, wie sie ihn träumt. Ach, Fürstin, unsere Jugendträume sind doch das einzige Schöne, was wir im Herzen behalten, wenn wir alt werden. Lassen Sie uns nur den Schirm herabziehen, der wird sie vor den Sonnenstrahlen schützen!«

Nachdem der Befehl der Kaiserin vollzogen war, betrachtete sie Alexandra noch einen Augenblick. Eine heftige Aufregung verrieth sich dabei auf ihrem Antlitz.

»Du sollst glücklich werden, Alexandra,« sagte sie, und an der ungekünstelten Entschlossenheit, mit welcher sie diese Worte sprach, konnte man ihre Aufrichtigkeit errathen; »ja, ich schwöre es bei meinem Leben, Du sollst es werden!«

Und noch einmal drückte sie einen leichten Kuß auf des Mädchens Lippen, erfaßte dann die Hand der Großfürstin und verließ den Balcon.

Als sie in den Saal trat, in welchem das Gefolge auf sie wartete, zeigte sie sich wieder in derselben majestätischen Haltung, die ihr so natürlich war.

Kaum hatte sie aber ein paar Schritte gethan, als sie wieder still stand.

Ihr feines Ohr hörte nemlich, daß sich die Thür hinter ihr öffnete, sie wandte sich, um zu sehen, wer der Eintretende sey.

Es war der Diplomat Markow und Graf Orlow.

Beim Anblick dieser Personen schien die Kaiserin zu überlegen und inzwischen ihren Entschluß zu ändern.

»Sie haben Depeschen erhalten?« fragte sie Markow,

»Ich habe sie bei mir, Ew. Majestät.«

»Lassen Sie uns in das nächste Zimmer gehen. Sie können mich begleiten, Großfürstin, vielleicht betreffen diese Depeschen auch Sie.«

Von Subow geführt, trat sie in die inneren Zimmer des Palastes.

Die Prinzessin Alexandra war erst in ihrem fünfzehnten Jahre, jedoch schon mehr ausgebildet, als die weibliche Jugend es in diesem Alter zu seyn pflegt. Ihre Schönheit war ungewöhnlich und blühte in ihrem schönsten Frühling. Schlank und herrlich gewachsen, bezauberte ihre Gestalt nicht minder als ihre regelmäßigen von Unschuld und Liebenswürdigkeit beseelten Züge. Ihre blauen sanften Augen waren von einem schwärmerischen Feuer des Herzens belebt, wenn sie sich den unruhigen Träumen ihrer Liebe hingab.

Die hellen Locken, welche ihren Hals umspielten oder an ihrem Haupte aufgeheftet waren, schienen, wie ein Schriftsteller jener Zeit sich ausdrückt, geordnet, als wäre der Liebesgott selbst ihre Kammerjungfer.

Ihre Liebe zu dem damals siebenzehnjährigen, kaum mündigen Könige von Schweden, Gustav **IV**. Adolph, ist ein rührender Beweis, wie die Phantasie, erweckt und unterhalten von politischen Berechnungen, das Herz erobern kann, um alsdann mit der Vergänglichkeit der politischen Pläne vernichtet zu werden.

Man spricht von einer geheimen Bestimmung in dem Friedensvertrage von Werebä vom 14. August 1790, in welcher die Kaiserin Katharina und Gustav **III**. eine Ver-

bindung der Prinzessin Alexandra und Gustavs IV. Adolph festgestellt haben sollten. . . . .

Bald nachdem die Kaiserin das Mädchen verlassen hatte, schlug es die Augen auf.

Verwirrt schaute sie umher. Ein süßes Lächeln spielte auf ihren schönen Lippen; es war der Genius des Traumes, der ihr entfloh.

Erschreckt fuhr sie auf.

»Mein Gott, ich glaube, ich habe geschlafen . . . ja, ja, ich habe geträumt, ich sah ihn . . . er war bei mir!«

Und noch einmal kehrte das Lächeln auf ihr Antlitz zurück; man hätte glauben können, auch der Traum wolle sich wieder bei ihr einstellen.

»Es wird mich doch Niemand in meinem Schlummer gesehen haben?... Doch nein, man hätte mich ja geweckt! ... Ach, wie süß ist doch dies Träumen!«

Sie fuhr mit der Hand über die Stirn und verließ den Balcon.

»Und auch sein Porträt habe ich in der Hand . . . wie unvorsichtig! . . . Wenn es nun Jemand gesehen hätte!«

Sie versteckte das Medaillon.

»Hier ist dein Platz, mein Freund,« sagte sie; »hier . . . aber ich weiß, daß Du einen noch besseren hast!«

Sie schwieg eine Zeit lang und ging im Zimmer auf und ab.

»Aber wo kann die Willanow seyn?« fragte sie. »Noch ist sie nicht zu sehen . . . Sie ist Schuld daran, daß ich eingeschlafen bin . . . warte nur . . .«

Ein leichter Unwille zeigte sich auf ihrem Antlitz und die kleine Hand preßte sie böse zusammen.

Im nächsten Augenblicke aber öffnete sich die Thür und ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren zeigte sich auf der Schwelle.

Auch sie war schön wie Alexandra, aber sie war eine Schönheit anderer Art; sie war brünet, während Alexandra blond war.

Aus ihren dunklen Augen strahlte eine Flamme blendenden Glanzes, schwarze Locken fielen spielend um ihren schneeweißen Nacken.

Kaum hatten die beiden Mädchen einander gesehen, als sie freudig und herzlich sich entgegen eilten.

»Wie habe ich mich nach Dir gesehnt, Willanow!« schmollte die Prinzessin; »es war recht schlecht von Dir, daß Du mich so lange allein ließest! Ich glaube, es ist eine ganze Stunde verstrichen, ohne daß ich Dich gesehen. Wo bist Du gewesen, Willanow? Du mußt Dich vertheidigen!«

Während die Prinzessin sprach, drohte sie ihr schalkhaft mit dem Finger.

»Verzeihen Sie mir diese Saumseligkeit, Hoheit!« bat das junge Mädchen; »aber wer ist am Hofe wohl so ganz seiner selbst Herr! Die Toilette macht ja auch ihre Ansprüche!«

»Eine schlimme Vertheidigung, Willanow! Die Toilette darf nie Deiner Herrin werden, dafür bist Du viel zu schön! . . . Du willst Dich auch nur entschuldigen . . . ich sehe es Dir an . . . Du wechselst die Farbe! . . . Ach wie schön Dich dies kleidet, Willanow! Wünschest Du zu wissen, welche Toilette Dir am schönsten steht, so sieh

Dich jetzt im Spiegel . . . Aber dies war es eigentlich nicht, was ich Dir sagen wollte, sondern . . . sieh mir ins Auge, Willanow, was liesest Du darin?«

Als hätte sie die Absicht, das Auge der Prinzessin ernst und gründlich zu studiren, neigte sich die junge Dame zu ihr und sah sie mit so gewissenhafter Miene an, daß sie sich kaum selbst des Lachens enthalten konnte.

»Böse Willanow! nun was liest Du?«

»Sanftmuth und Güte!« flüsterte diese.

»Du treibst Scherz, Willanow! Meine Augen drücken sicherlich etwas ganz Anderes aus . . . ich meine Unwillen, ja, Aerger . . . aber ich kann in vollem Ernst die Worte gar nicht über die Lippen bringen.«

Dabei schlang die Prinzessin ihre Arme um den schlanken Leib der Freundin und blickte liebevoll in ihre von dunkler Glut strahlenden Augen.

»Ich will Dir etwas sagen, Willanow.«

Fräulein Willanow hatte ebenfalls ihren Arm um den Leib der Prinzessin gelegt und so standen die beiden Mädchen da, sich gegenseitig wie zwei liebende Schwestern auf einander stützend.

»Du schweigst . . . Du weißt nicht, was ich Dir sagen will!«

»Ja, Ew. Hoheit, ich weiß es!«

»So laß hören! Aber ich glaube nicht, daß Du es weißt!«

»Sie wollten mir sagen . . . daß Sie recht viel von mir halten, nicht wahr, Ew. Hoheit? Wollten Sie dies nicht sagen?«

»Und dennoch war ich recht böse auf Dich . . . recht verdrießlich!«

»Weil ich Sie eine Stunde lang verlassen hatte?«

»Natürlich! Weshalb sollte ich sonst böse seyn? Ich hatte mir auch vorgenommen, Dich tüchtig auszuschelten.«

»Aber, gestehen Sie es, Sie hatten nicht das Herz dazu, Ew. Hoheit!«

»Ich bin schwach, Willanow, sehr schwach! vielleicht thue ich Unrecht, mich so lebhaft an Jemand zu gewöhnen, wäre es nicht besser, sich an die Einsamkeit zu gewöhnen? Die wird ja vielleicht doch einmal mein Loos seyn!«

Das Antlitz der Prinzessin nahm hierbei einen so melancholischen Ausdruck an, daß Fräulein Willanow sich noch inniger an sie schmiegte.

»Wenn ich einsam bin,« fuhr die Prinzessin noch klagender fort, »so versinke ich in mich selbst, und dann werde ich so traurig, so traurig, und weiß dennoch nicht warum!«

Jetzt war an der Freundin die Reihe, mit dem Finger zu drohen.

»Sie wissen nicht, warum . . . soll ich es Ihnen sagen?«

»Ach ja! Aber . . . laß es lieber . . . Du machst mich doch nur traurig!«

Hätte man die Veränderung in den Gesichtszügen der Prinzessin beobachtet, so würde man daraus den Schluß haben ziehen können, daß sie recht gern gerade von dem hätte sprechen wollen, was die Willanow nicht sprechen sollte.

»Wissen Ew. Hoheit, was ich allmälig recht ernstlich wünsche?

»Du wünschest etwas? Ach wie schön! Laß hören!«

»Aber Sie versprechen, nicht über mich zu lachen... Als ich klein war, spielte ich mit Puppen.«

»Ach ja, das war eine schöne Zeit! Aber Du wünschest doch nicht etwa, noch mit Puppen zu spielen? . . . Ach, Willanow, ich glaube, ich würde auf eine Puppe eifersüchtig werden können, wenn Du sie mir vorzögest!«

»Nein, Ew. Hoheit, den Puppen bin ich entwachsen; aber ich möchte so gern Jemand haben, den ich eben so lieben könnte, wie ich eine von meinen kleinen Puppen liebte . . . Die Puppe war ein kleiner Offizier . . . und Ew. Hoheit können sich nicht vorstellen, wie viel ich von ihm hielt. Jetzt habe ich keinen, den ich lieben kann.«

»Aber ich, Willanow?«

»Allerdings . . . aber . . . Sie kennen doch den Unterschied, Ew. Hoheit, der zwischen Freundschaft und Liebe liegt?«

Die Prinzessin senkte ihre Augenlider, um eine Thräne zu verbergen, welche in ihre Augen trat.

»Wie schön muß es seyn, zu lieben!« fuhr die Willanow fort. »Ach Gott, ich beneide Sie, Hoheit!«

»Beneide mich nicht, Willanow. Beklage mich lieber; Du weißt wie unglücklich ich bin!«

»Unglücklich? Das mag seyn; aber Ihr Unglück ist dennoch beneidenswerth. Wenn ich uns Beide vergleiche, so ist es mir immer, als lebten Sie, aber als hätte ich noch nicht Leben bekommen. Sie hoffen und fürchten, Sie träumen und schwärmen, Sie seufzen und leiden, Sie fühlen und genießen. Und ich... ich bin ja so gleichgiltig. Wenn ich dahingegen liebte, Prinzessin, um wie viel mehr würden wir uns verstehen und mit einander plaudern... von ihm plaudern . . .«

»Den wir lieben . . . ach ja . . .«

Die beiden Mädchen umschlangen sich enger und blickten einander in die Augen.

»Eins scheint mir nur auffallend!« fuhr die Willanow fort.

»Auffallend? Was denn?«

»Daß Ew. Hoheit eine Person lieben können, die sie noch nie gesehen haben!«

»Nie gesehen . . . wie kannst Du das sagen?«

»Wie?«

»Du bist kindisch, Willanow; sollte ich ihn nicht gesehen haben? . . . Ach, ich sehe ja nie einen Andern als ihn. Sieh, als Du mich vorhin allein ließest, saß ich hier auf dem Balcon. Der Wind umspielte mich so sanft, die Blumen dufteten so schön. Wer aber, denk Dir, stand endlich vor mir? kein Anderer als er!«

»Ew. Hoheit träumten?«

»Wir sprachen mit einander und er lächelte mich an.«

»Es waren die Blumen, die Sie anlächelten.«

»Ich fühlte seinen Athem meine Wangen berühren.«

»Es war der Westwind, Hoheit.«

»Er neigte sich über meine Schulter.«

»Es war die Sonne, die Sie erwärmte.«

»Und . . . und . . .«

»Sie halten inne . . . ich verstehe, was Sie sagen wollen!«

»Das ist unmöglich, Willanow!«

»Ich glaube es dennoch zu wissen.«

»Unmöglich!«

Die Prinzessin erröthete, während sie sich vertheidigte.

»Soll ich sagen, was ich vermuthe?«

»Laß hören!«

»Es war Ihnen im Traume, als wenn er . . . aber Sie werden vielleicht böse auf mich seyn!«

»Nein, Willanow; sprich!«

»Daß er . . . daß er . . .«

»Nun?«

»Daß er Sie küßte!«

Die Prinzessin barg das Antlitz in ihren Händen.

»Seyen Ew. Hoheit nicht böse auf mich! Was Sie im Traume für einen Kuß hielten, ist sicherlich nur ein Blumenblatt gewesen, das vom Winde bewegt Ihre Lippen berührte.«

Bei dieser Erklärung sah die Prinzessin, von einem besonderen Gefühl überwältigt, sehr ernst aus.

»Du hast Recht,« sagte sie, »es war der Wind, es waren die Blumen und die Sonne, die auf meine Einbildung einwirkten; allein Alle in eine einzige Gestalt vereinigt, war er es doch. Es ist aber nicht das erste Mal, daß ich ihn gesehen. In meinen Spielen beschäftigte mich stets sein Name. Während des Unterrichts war ich fleißig, weil die Lehrer mich versicherten, er werde mich dann gern haben. Wie die Blume aus ihrer Knospe wuchs er in meinen Gedanken auf; ihn im Herzen, bin ich erzogen worden. Er ist meine erste Erinnerung, ja noch mehr, er lebte in mir schon vor meinem ersten Seufzer. Ich kann mich keines Gegenstandes erinnern, der sich bei mir nicht unter dem Einfluß des Gedankens an ihn entwickelt hätte. In meiner Seele bin ich stets seine Braut gewesen; wie oft erröthete ich nicht schon vor den Worten, die ich ihn mir ins Ohr flüstern zu hören glaubte! . . . Ich sollte ihn noch nicht gesehen haben, Willanow? und dennoch brauche ich nur die Augen zu

schließen, um ihn zu sehen. Hier in meiner Brust hat er beständig gewohnt. That ich etwas Unrechtes, so umdüsterte sich seine Stirn, that ich dahingegen etwas Gutes, wie sanft schien er mich dann anzulächeln. Setze ich mich ans Piano, so sehe ich ihn an meiner Seite, und nur für ihn spiele und singe ich. Tanze ich, so schwebe ich mit ihm dahin . . . Du betrachtest mich mit Verwunderung; Du glaubst gewiß, ich sey ein Kind. . . und was bin ich anders? Aber das Kind hat einen Traum von dem Leben, und dieser Traum ist er. Kann ich denn dafür, wenn mein Herz älter ist als mein Verstand? Die Erfahrung des Herzens kommt mit dem Geliebten, der Verstand aber kommt erst mit der Zeit. Ach, er kam so zeitig zu mir . . . so zeitig . . . und jetzt . . .«

Die Freundin hörte die Prinzessin mit einer Theilnahme an, die nur ein lebhaftes Herz dem andern schenken kann.«

»Und jetzt,« wiederholte sie; »Sie scheinen an irgend Etwas zu zweifeln?«

»Muß ich es nicht, Willanow?«

»Sie müssen?«

Die Prinzessin schaute vorsichtig um sich.

»Willanow, Du . . .«

»Ew. Hoheit? . . .«

Die Prinzessin beobachtete eine Heimlichkeit, die an ihr ganz fremd war.

»Ich möchte Dir etwas anvertrauen, aber ich befürchte, daß man mich hören kann.«

»Ew. Hoheit, wir sind ja allein! Sie können mir sagen, was Sie wollen.«

»Hast Du nicht bemerkt, daß etwas ganz Sonderbares um uns hervorgeht?«

»Nein, Ew. Hoheit!«

»Du siehst freilich nicht mit denselben Augen wie ich.«

»Ich liebe Niemanden, Ew. Hoheit.«

»Das mag seyn, Willanow; aber ich habe bemerkt, daß man mich anschaut, als bedaure man mich.«

»Sie irren . . . Weshalb sollte man das thun?«

»Wenn ich komme, so flüstert man um mich her und gehe ich, so murmelt man hinter mir her.«

»Man bewundert und liebt Sie.«

»Die Kaiserin, meine Großmutter . . .«

»Zweifeln Sie an ihrer Liebe?«

»Sie spricht nicht mehr so oft wie früher von ihm, und wenn ihr zuweilen sein Name entfällt, so geschieht es mit bitterem Lächeln. Vor Kurzem kam ich ungemeldet in ihr Zimmer. Subow war bei ihr, ich hörte deutlich, daß man von Krieg sprach ... von Krieg mit Schweden! Du kannst gar nicht glauben, wie sehr ich erschrack. Ich zog mich ganz leise zurück . . . so still, wie ich gekommen war; aber von diesem Augenblick hat es keine Ruhe in meinem Herzen mehr gegeben. Ich bin gegen Alles mißtrauisch! Ach, mein Gott! er liebt mich sicher nicht, obgleich man es mir immer eingebildet hat. Jedesmal, wenn ich der Kaiserin begegne, hört mein Herz vor Furcht zu schlagen auf, und bei Subow's Anblick erbleiche und zittere ich. Nur bei Dir, Willanow, finde ich Trost und Ruhe. Ach, wie ich Dich liebe! Nur mit Dir darf ich ja von ihm sprechen!«

Das Antlitz der Freundin ward während dieser Worte immer ernster und ernster; ein Seufzer hob ihre Brust, sie lehnte die Stirn in die Hand.

Der Kammerdiener der Kaiserin, Zacharias, hatte, nach-

dem er der Kaiserin die Thür geöffnet, sich wieder entfernt, jetzt trat er abermals in den Salon.

Die Prinzessin, deren Herz so leicht erregbar, bemerkte die Veränderung auf dem Antlitz der Freundin und hielt die Veranlassung für Furcht.

»Nicht wahr, Willanow, Du ahnst ebenfalls dasselbe Unheil. Er liebt mich nicht, obgleich man mich davon überzeugen will ... Ach, der Gedanke ist fürchterlich! ... Ich sehe es Dir an, daß Du . . . ach, wie unglücklich bin ich doch!«

Die Willanow war für einen Augenblick in ihre Gedanken versunken; die Wehmuth der Prinzessin erregte ihre eigene und diese bemächtigte sich ihrer unwiderstehlich.

Als sie aber die Prinzessin sprechen hörte, kam sie doch zu sich; sie betrachtete schweigend ihre Freundin, da sie deren letzte Worte nicht gehört hatte. Die Zerstreuung der Willanow konnte unerklärlich scheinen, aber sie war es doch keineswegs, denn wie viel größerer Kummer beschäftigte ihre Seele, wie viele schwerere Sorgen lagen auf dem Grunde ihres Herzens! Eine Hofdame muß sich selbst ja um deren Willen vergessen, in deren Dienst sie angestellt ist. Gleich einer Schauspielerin darf sie nicht sie selbst seyn, sie hat eine Rolle zu spielen, sie muß ihr eigenes besonderes Leben vergessen, um mit einem Lächeln oder mit Scherzen ihr Publicum zu unterhalten. Während aber die Schauspielerin Ehre und Beifall gewinnt, wenn sie ihre Rolle vollendet wieder gibt, was erntet sie? Ja, wenn sie ihrer Rolle vollkommen genügt, so hat sie doch nur die Pflicht eines Untergeordneten gethan.

Bei Polens Theilung wurden mehr als eine von den ausgezeichnetsten Familien der Nation vernichtet. Mit Ko-

sziusko's Niederlage fiel auch Polen; Praga wurde darauf von Suwarow mit Sturm eingenommen und ohne Ansehen der Person ließ er zwanzigtausend Einwohner über die Klinge springen. Warschau capitulirte. Während dieser schrecklichen Ereignisse wurde auch die Familie des Fräulein Willanow versprengt; ihr Bruder fiel im Kampfe für das Vaterland, ihr Vater wurde, von seiner treuen Gattin begleitet, nach Sibirien gebracht; den Bruder hatte sie selbst blutend und sterbend gesehen, ohne ihm einmal die Augen schließen zu dürfen, da er auf Suwarow's Befehl sogleich gefesselt nach Petersburg geschickt wurde, um dort mit als Beweis zu dienen, daß Polen jetzt vernichtet sey. Die schöne Willanow aber dachte unaufhörlich an das schreckliche Schicksal, welches ihre theuren Angehörigen getroffen; aber ihr durch das Unglück ausgebildeter Verstand lehrte sie bald ihr Unglück vor Andern zu verbergen, sich den Umständen zu unterwerfen und wenigstens eine scheinbare Gleichgiltigkeit zu zeigen.

Was für Gedanken auch in ihrer Seele stürmen mochten, so lächelten doch ihre Lippen, so glänzte doch ihre Stirn, so strahlten doch ihre Augen. Ohne alle Berechnung erwarb sie sich die Zuneigung der reizenden Alexandra Paulowna und ihr von Natur offenes Herz fühlte sich glücklich in dieser Liebe. Es war ihr dieselbe ein Lichtpunkt in all diesem Dunkel, auf den sie gern ihre Blicke heftete. Alexandra war ein Kind, und ein Kind, das bereits mit der ganzen Glut des Weibes einen Mann liebte, den sie nie gesehen. Dies war kindlich; das Herz des Fräulein Willanow fühlte sich dadurch gerührt und die Freundschaft der beiden jungen Mädchen zu einander gewann täglich an Stärke.

So, den eigenen Gram in der Tiefe ihres Herzens ver-

bergend und mit ihrem Lächeln sich stets dem neuen Schwesterdienst weihend, verstrichen ihr am Hofe der Kaiserin Katharina ungefähr ein und ein halbes Jahr, als ein Ereigniß eintraf, das mit einem Mal ihrer äußerlich so sorglosen Stellung eine andere Wendung gab, und seit einiger Zeit hatten diejenigen, welche sie näher beobachteten, nicht nur eine unruhige Gemüthsstimmung, sondern auch etwas Geheimnißvolles in ihren Handlungen wahrgenommen, hinter welchem Einzelne ein Intrigue oder vielleicht gar einen Scandal ahnten, obgleich Niemand so recht vermuthete, worin derselbe eigentlich bestehen könne.

Die Willanow selbst glaubte sich ganz unbemerkt; aber sie gab nicht auf andere Augen acht als auf die Alexandra's, und in diesen las sie nur Unschuld und Freundschaft; ja sie erwiederte die letztere so, daß die Prinzessin schon an etwas ganz Anderes als an ihre Liebe hätte denken müssen, um die Veränderung zu bemerken, welche in ihrer Freundin vor sich ging.

Im Verlauf dieser Erzählung wird der Leser in das Geheimniß eingeweiht werden, das um diese Zeit den Gedanken des jungen Mädchens eine ganz andere Bahn eröffnete.

In einem unbewachten Augenblick hatte Alexandra's Wehmuth auch ihre eigene erweckt.

Alexandra aber glaubte, der Seufzer, welcher die Brust der Freundin hob, geschehe nur aus Theilnahme.

»Du beklagst mich?« sagte die Prinzessin. »Wenn Du die Sache überlegst, Willanow, so siehst Du gewiß ebenso gut wie ich ein, daß man mich täuscht. Gustav liebt mich nicht!«

Ueberwältigt von ihren Phantasiebildern, wankte

die Prinzessin und war im Begriff, auf den neben ihr stehenden Divan nieder zu sinken.

Die Willanow hatte sich inzwischen schon gesammelt.

»Sie sind unwohl, Hoheit!« rief sie. »Was ist Ihnen denn? . . . Ach, ich weiß es ja! . . . O, wie schwach sind Sie doch! Die Gespenster, die Sie erschrecken, sind ja nur Ausgeburten Ihrer Einbildung; Sie haben keinen anderen Feind als Ihre Furcht, die Hoffnung lächelt Ihnen zwischen Rosen ohne Dornen hervor. Ach, ganz anders ist es mit mir . . . ich . . . o, mein Gott!«

Die Liebe wird leicht eifersüchtig, aber wie sehr Alexandra dies auch war, so besaß sie doch stets Gefühl für die Freundschaft.

Der Schmerz, der auf dem Grunde der Worte ihrer Freundin lag, erregte ihre Aufmerksamkeit; sie erwies ihr die lebhafteste Theilnahme.

»Du erschrickst mich, Willanow!« sagte sie. »Du bist traurig; ist Dir etwas Böses widerfahren? deine Augen füllen sich mit Thränen. — Du bist bleich! Und ich gab nur auf mich selbst Acht und nicht auf den Schmerz, den Du fühlst! Erzähle mir, Willanow! Hat Dich Jemand beleidigt? Vertraue Dich mir an! Die Kaiserin wird nicht dulden, daß Dir Jemand zu nahe tritt . . . Was ist Dir, Willanow? Du sprichst nicht!«

Die Willanow zauderte; ihre Brust hob sich heftig, die Freundschaft Alexandra's rührte sie. Da aber kehrte plötzlich ihre Seelengröße zurück; ihr Auge flammte, ihre Wangen färbten sich purpurn und ein wehmüthiges Lächeln überflog ihr Antlitz.

»Ew. Hoheit,« sagte sie, »wenn uns Jemand sähe, so würde man uns schwache, unverständige Mädchen nennen,

die sich gegenseitig ängstigen. Vorhin bebten Sie . . . jetzt ich! Aber warum? Wissen wir es selbst? Ew. Hoheit, lassen Sie uns lachen und wieder heiter seyn, wir Mädchen haben ja nichts anderes zu thun, als uns zu belustigen. Wir sind ja doch nicht hieher nach Peterhof gekommen, um an etwas Ernstes zu denken! Wenn uns auch die Erinnerungen eine Thräne ins Auge treiben, lassen Sie uns sie verjagen, lassen Sie uns von Ihrer Liebe sprechen, Prinzessin; das ist eine Quelle, aus der unsere Gedanken beständig Freude trinken können. Bedenken Sie, daß Sie mir versprachen, mich mit sich nach Schweden zu nehmen! Ach, wie schön wird das werden, Hoheit! Wenn das Glück gut ist, so . . . so . . .«

Die Willanow war wieder heiter, als hätte der Schmerz nie auch nur einen Schatten über ihr Inneres geworfen. Auch Alexandra vergaß allen Kummer, ihre Gedanken belebten sich wieder durch die Vorstellung, die ihrem Leben den eigentlichen Reiz gab.

»Wenn das Glück gut ist . . .« wiederholte sie.

»Dann . . .«

Die Augen der Willanow glänzten schelmisch.

»Nun, dann? . . .«

»Ew. Hoheit verstehen mich nicht?«

»Nein, Willanow.«

»In Stockholm . . .«

»Nun? In Stockholm ? . . .«

»Sie werden dort Königin.«

»Weiter, Willanow!«

»Ich werde Ihre Freundin . . .«

»Nun ja, versteht sich.«

»Vor der Freundin der Königin beugt Schwedens ganze stolze Ritterschaft ihr Knie.«

»Herrlich, Willanow, herrlich! Sie beugen ihre Knie vor Dir! . . . Ja, ja!«

Die Prinzessin schlug sich in kindlicher Freude in die Hände und auch sie strahlte vor Zufriedenheit, als hätte kein Wölkchen den Himmel ihres Herzens getrübt.

Der Kammerdiener Zacharias Constantinowitsch trat jetzt ein und blieb an der Thür des Salons stehen. Der Alte hatte eines von jenen ehrlichen Gesichtern, die ohne jedes andere Zeugniß unwiderstehlich von einem ganzen Leben voll Redlichkeit sprechen.

»Verzeihen Ew. Hoheit,« begann er sich vor der Prinzessin verbeugend; »ich habe einen Brief an das Fräulein, ich bitte um die Erlaubniß, ihn überreichen zu dürfen.

»Einen Brief!« fiel Alexandra ein; »wie glücklich bist Du, Willanow, daß Du Briefe bekommst! Nun, nun, nimm ihn nur und sieh ihn nicht an, als wäre er aus den Wolken gefallen!«

Diese Bemerkung der Prinzessin war nicht grundlos; die Willanow sah bald den Brief, bald den Boten an, und zwar nicht ohne Bestürzung.

»Wie überrascht Du aussiehst, Willanow! . . . Es muß ein sehr wichtiger Brief seyn . . . ein sehr wichtiger Brief! . . . Erkennst Du nicht die Handschrift? Sag' mir, von wem ist er?«

»Sie ist mir unbekannt, Hoheit.«

»Unbekannt? Das ist ja viel ergötzlicher als alles Andere! Ein Geheimniß, Willanow! . . . Aber so öffne doch den Brief, damit wir wissen, von wem er ist! Ich bin erschrecklich neugierig . . .«

Die Willanow hatte die Handschrift der Adresse erkannt, mit prüfendem Blick schaute sie den Kammerdiener an.

Ohne daß Alexandra es bemerkte, legte dieser bedeutungsvoll den Zeigefinger auf den Mund und entfernte sich dann schweigend.

»Aber warum öffnest Du denn den kleinen Brief nicht?« fuhr Alexandra fort. »Du mußt doch nachsehen, von wem er ist . . .«

»Ew Hoheit, nicht jetzt!« bat die Willanow. »Er könnte ja . . .«

»Ein Liebesbrief? . . .«

»Ich bin vom Gegentheil überzeugt; aber . . . aber . . .«

Alexandra's Augen wurden immer größer und größer.

»Sollte es am Ende . . .«

»Was meinen Ew. Hoheit?«

»Eine Verschwörung?«

Die Willanow wechselte die Farbe.

»Du erbleichst! Ei, ei, Willanow . . . Du bist ein kleiner Verschwörer . . . verschwörst Dich am Ende gegen alle Liebesgötter . . . oder . . . oder . . .«

»Oder?«

Die Willanow holte heftigen Athem; ihre Blicke flogen unruhig umher.

»Oder gegen das russische Reich . . . vielleicht gegen die Kaiserin! . . . Willanow, das erzähle ich der Kaiserin, ich kann das Lachen nicht unterdrücken, wenn ich bedenke, wie bange sie dann vor Dir werden wird . . . Ah, jetzt begreife ich auch, weshalb Du vorhin so ernst wurdest. Deine Gedanken sind mit einer ganzen Revolution beschäf-

tigt, aber Du weihst mich wohl in dieselbe ein? Du kannst überzeugt seyn, daß Du an mir einen guten Bundesverwandten findest. Zum Anführer ernennen wir Lambro Cazzioni oder Leon Narischini, die Hofnarren der Kaiserin. Willanow, das kann göttlich werden! Der eine übernimmt unseren rechten, der andere unsern linken Flügel; wir selbst bilden das Centrum und dann stürmen wir . . . Ueber was stürmen wir denn? Die petite société der Kaiserin . . . ja, ja, und dann führen wir Subow im Triumphe . . . Bist Du mit dabei? . . . Aber laß uns jetzt den Brief lesen, ich bin sehr neugierig . . . Du glaubst gar nicht, wie neugierig ich bin!«

»Hoheit, verzeihen Sie mir, ich kann Ihnen dieses Schreiben nicht zeigen. Es ist weder ein Liebes- noch ein Verschwörungsbrief; aber auch ich kann ja ein kleines Geheimniß haben, das ich für mich selbst bewahren möchte. Erlauben Sie mir daher. . .«

»Ich erlaube Dir nichts, Willanow. Du solltest ein Geheimniß haben, das ich nicht kenne? Pfui, wie häßlich Du bist! Ich habe doch gar keine Geheimnisse vor Dir! Aber das gebe ich nicht zu! Ich werde es der Kaiserin erzählen, und sie. . .«

»Um Gottes Willen, Hoheit, was wollen Sie thun!«

»Ich gehe sogleich zur Kaiserin, und klage Dich des Hochverrathes gegen meine Freundschaft an! Du hast ein Geheimniß, sagst Du, und ich sollte nicht darum wissen? Das ist keine Freundschaft, Willanow!«

Je schalkhafter Alexandra sich gegen ihre Freundin zeigte, um desto mehr stieg die Unruhe derselben.

»Die Kaiserin soll entscheiden, wer von uns Recht hat! Der Brief soll von ihrer eigenen Hand erbrochen werden,

und ich, ich habe dann das Vergnügen gehabt, Dich als einen kleinen Verschwörer gegen ihren Thron auszuliefern. Ach, das wird köstlich!«

»Ist dies Euer Hoheit Ernst?«

»Ei freilich, Willanow!«

Die Prinzessin näherte sich wirklich dem Nebenzimmer.

Die Willanow war einen Augenblick unentschlossen.

»Euer Hoheit! Sie sind zu edel, als daß Sie mich unglücklich machen wollten!« rief sie mit einem Ausdrucke, der gar nicht mißverstanden werden konnte.

»Unglücklich!«

»Euer Hoheit werden meine Worte bald begreifen. Sie sind eine Tochter des Thrones, sind von dem Glanze hoher Fürsten umstrahlt; die Kaiserin liebt Sie wie eine Mutter, und Sie sind der schönste Juwel in der Krone ihres Glückes. Aber Ihr Herz ist eben so edel wie Ihr Stamm, ja edler noch, denn in Ihrem Herzen hat die Vorsehung einen Himmel von tropischer Wärme und Reinheit niedergelegt. Unschuld und Freude wohnen in ihm, und eine Liebe, voll von kindlicher schöner Poesie, verherrlicht diese noch. Ihre Gedanken, Wünsche und Gefühle sind einfach, wohlwollend und natürlich, sie kommen mit den Flügeln des Paradiesvogels. Ihre Liebe lebt von großen Hoffnungen für die Zukunft; sie trägt eine Königskrone über der Stirn, denn Sie lieben ja einen Mann, der Ihnen ein Reich zu Füßen legen wird. Hat jemals ein Kummer sich Ihnen zu nahen gewagt? Vielleicht in Ihrer Einbildung, in der Wirklichkeit aber nie! Hat jemals ein Gram Sie überrascht, und den Tempel Ihres Glückes zusammen stürzen lassen, in dessen Schooß Sie das Leben und die Welt zu lieben gewohnt sind? Ein atlantischer Hauch, milde und zart wie ein En-

gelshauch, umweht Sie schützend überall; von allen Seiten werden Sie durch Freundschaft und Ergebenheit umgeben, als umschließe eine schneeweiße Amaryllis Sie mit ihren gesenkten, langen Blättern. Sie können nicht wissen, was Unglück ist!«

»Mein Herz sagt mir, was es ist! Unglück ist Liebe ohne Hoffnung, Hoffnung ohne Zuversicht, Zuversicht ohne Liebe.«

»Hoffnung ohne Zuversicht, meinen Sie! Aber was ist denn Zuversicht ohne Hoffnung?«

»Das ist wirkliches Unglück!«

»Wie Sie, Prinzessin, wurde ich von einer Liebe gepflegt, wie sie uns nur das zärtlichste Mutterherz schenken kann. In meinem kindlichen Glauben an die Freuden des Lebens wußte ich kaum, daß der Himmel eine Wolke, daß die Erde einen Schatten habe. Aber Sie kennen das schreckliche Ereigniß, das den Stab über dem Haupte meiner Familie brach. Von der schönen Welt meiner Jugend ist mir nichts übrig geblieben. Ein einziger Schlag des Schicksals hat sie verwüstet. Hoheit, was habe ich noch an Hoffnung?«

Alexandra wand nochmals den Arm um den schlanken Leib ihrer Freundin, und blickte ihr ins Auge.

»Gewaltsam von der Seite der Meinigen gerissen,« fuhr Willanow fort, »würde ich vor Verzweiflung dahin geschwunden seyn, hätte Ihre Freundschaft mir nicht wie der Strahl einer gütigen, milden Vorsehung geleuchtet. Ihre Augen lächelten mir so innig entgegen, Ihr Herz klopfte so warm an dem meinigen, Ihre Worte waren so tröstend! Mit schwesterlicher Liebe öffneten Sie dem einsamen, so tief getroffenen Mädchen die Arme, und gewohnt, mich an der Seite eines edlen Herzens zu befinden, gewann ich meine Ruhe wieder.

Aber ich habe auch versucht, Ihre Freundschaft zu vergelten; den großen Kummer meines Lebens, mein ganzes trauriges Schicksal, die Leiden meiner versprengten Familie, die blutigen Kämpfe meines Vaterlandes, alles dies habe ich in meiner Seele vergraben, nur um mit Ihnen, Hoheit, froh seyn, nur um für Sie leben zu können. Haben Sie je eine Thräne in meinen Augen gesehen, haben Sie je Kummer auf meiner Stirn bemerkt? Jede Trauer habe ich in mir verborgen, jede Freude habe ich Ihnen mitgetheilt; ich suchte die Zerstreuung nicht um meinetwillen, sondern nur für Sie! Jeder Scherz war mir willkommen; nicht nur, um meinen Gram hinter demselben zu verbergen, sondern um dadurch zu Ihrer Freude beizutragen. Mein Leben bestand nur aus einem fortwährenden Opfer, aber aus einem Opfer, das meine höchste Freude bildete, weil Ihre Zufriedenheit mein schönstes Glück war. Aber demungeachtet, Hoheit, glauben Sie doch nicht, daß ich ganz mich selbst und die Theuren hätte vergessen können, die in Sibiriens Winter nach der Freiheit schmachten. Nein, ich habe sie nicht vergessen; die man liebt, vergißt man so leicht nicht, und dieser Brief...«

»Ist von deinen Eltern?«

»Das will ich nicht sagen, aber ich bin überzeugt, daß er Nachrichten von ihnen enthält.«

Die Prinzessin schloß die Freundin in ihre Arme.

»Arme Willanow!« flüsterte sie.

»Ich bitte Euer Hoheit, diesen Brief ein Geheimniß für uns seyn zu lassen; es ist mir dies wichtig.«

»Fürchte nichts, Willanow! Ich würde mich lieber tödten lassen, als Dich verrathen. Still, hörst Du...?«

»Ja, ja!«

»Die Kaiserin ist im Zimmer!«

»Sie spricht!«

»Sie kommt hieher!«

»Laß uns in unsere Zimmer zurückgehen! Schnell!«

Fünftes Capitel.

Depeschen.

Wichtige Berathschlagungen hatten inzwischen bei der Kaiserin stattgefunden. Sie hatte sich nach Peterhof begeben, um den Peter-Paulstag zu feiern; aber die Zerstreuungen hinderten sie nie, über das Wohl des Landes, d. h. über ihre eigenen Interessen zu wachen. Couriere aus verschiedenen Ländern waren eingetroffen und die Ungeduld der Kaiserin war zu groß, als daß sie diese Mittheilungen hätte hinausschieben können. Herrschlust und Ehrgeiz ließen ihr keine Ruhe, wenn in ihrem Kopf ein wichtiger Plan reifte.

Als Markow die angekommenen Schreiben vorgelegt hatte, überflog die Kaiserin dieselben. In ihrem Auge leuchtete ein heftiger Blitz.

Die Anwesenden verfolgten aufmerksam ihre Bewegungen, um ihre Gedanken zu errathen.

»Dieses Schreiben ist von der Armee in den Georginischen Gebirgen und dem Bergpaß von Daghestan.«

»Es hat keine Eile damit!«

»Dieses hier ist von Tauris.«

»Gut!«

»Hier ist eines von Kislar.«

»Weiter!«

»Von Polen.«

»Hin!«

»Von Curland.«

»Gut!«

»Von Wien.«

Die Blicke der Kaiserin ruhten für einen Augenblick auf diesem Schreiben.

»Von Frankreich.«

»Warten Sie einen Augenblick. Von Wien, sagen Sie . . . Erbrechen Sie es!«

Markow öffnete die Depesche.

»Was schreibt der Minister? Lesen Sie!«

»Gegen alle Vermuthung,« las Markow, »ist ein französischer Courier, von einem kaiserlichen Offizier begleitet, in Wien eingetroffen. Der Courier trug eine reich mit Gold gestickte Uniform, die dreifarbige Schärpe, die Nationalcocarde am Hut und vor der Brust einen Schild, auf welchem ein Freiheitsbaum abgebildet war. Er wurde in der Staatskanzlei empfangen, begab sich aber von da zum Kaiser nach Laxenburg. Nachdem die Depeschen im Cabinet geöffnet und der Kaiser von ihrem Inhalt unterrichtet war, wurde der Courier nach Wien zurückgeschickt, wo er eine Wohnung in der Caserne an der Donau erhielt. Wie man sagt, enthielten die Depeschen Vorschläge zur Eröffnung von Friedensunterhandlungen. Der Courier überbrachte die Ansichten der französischen Macht in dieser Angelegenheit und wurde auf die artigste Weise behandelt. Die Depeschen haben den Kaiser und die Minister in große Thätigkeit versetzt; der Courier darf bei sich zu Tische laden, wen er will, die Eingeladenen müssen sich aber erst besondere Erlaubniß

holen, dieser Einladung folgen zu dürfen. Er ist bereits im Theater und an andern Orten gewesen, wurde jedoch immer von einem ihn Ueberwachenden begleitet. Couriere sollen nach Petersburg und London abgeschickt werden.«

»Frieden?« murmelte die Kaiserin. »Frieden? Im Himmel mag Frieden seyn, auf der Erde ist Kampf. Mögen sie den Frieden immerhin suchen, sie sollen ihn nicht finden. Wohl stahl Prometheus das Feuer vom Herde der Götter, aber an die Felsen des Kaukasus geschmiedet, wurde er dafür von den Adlern benagt. Dies soll auch Europas Schicksal seyn, wenn es findet, was es sucht . . . den Frieden . . . Enthält das Schreiben noch Weiteres?«

»Nichts weiter, Ew. Majestät!«

Die Hand der Kaiserin ruhte jetzt auf dem Schreiben aus Frankreich.

»Oeffnen Sie auch dieses!« sagte sie.

Markow vollzog den Befehl.

»Soll ich lesen?«

»Ja, lesen Sie!«

»Vom Kriegsschauplatz in Italien verlautet es,« las Markow, »daß die Franzosen jetzt über Rom nach Neapel vorzudringen beabsichtigen. Nach der Schlacht bei Lodi öffnete Cremona seine Thore; die ganze Lombardie ist in den Händen der Republik. Die Regierung in Venedig vertreibt alle französischen Flüchtlinge aus ihrem Umkreise. Frankreich verlangt, daß Livorno dem Engländer seinen Hafen schließe. Man glaubt, die französische Republik werde innerhalb zweier Monate Frieden mit allen Mächten des Festlandes haben und die Armee werde es dann mit England aufnehmen.«

Während Markow las, wechselte der Ausdruck im Antlitz der Kaiserin zwischen Erbitterung und Freude.

»Krieg mit England,« sagte sie Markow unterbrechend, »ja, ja, dies ist das Wort für Rußlands Zukunft! Ein Krieg zwischen Meer und Land um die Obergewalt über die Erde. Für einen solchen Krieg müssen die Uebrigen Frieden haben. Fürwahr, die französische Revolution scheint gleichsam auf einen Wink meines Zepters ausgebrochen zu seyn. Diese Revolution wird um sich greifen, wie ein Krebsschaden, sie wird die Mächte des Festlandes zerstören, verheeren, untergraben, bis ihre Throne in meine Hände fallen. Möge sie denn fortdauern. Bonaparte's Siege werden für Frankreich augenblicklich Großes thun, aber es wird eine Größe, die nicht von Bestand seyn kann, denn er unternimmt zu viel. Wenn er die Andern unterdrückt, so werden wir ihn unterdrücken... Lesen Sie weiter!«

Orlow hatte in einer Fensternische Platz genommen, von wo aus er mit gespannter Aufmerksamkeit die Veränderungen in den Gesichtszügen der Kaiserin verfolgte.

»Der Brief enthält nur Unbedeutsames.«

»Lesen Sie ihn dennoch, es macht uns Vergnügen, denn das Blindekuhspiel der Franzosen mit der Freiheit nutzt uns. Lesen Sie!«

»Allen Theaterunternehmern und Directoren in Paris,« las Markow, »ist bei persönlicher Verantwortlichkeit anbefohlen worden, täglich die Lieblingsstücke der Republik von den Orchestern spielen zu lassen, wie die Marseillaise, **ça ira, le chant du départ** u. s. w.«

»Nach dem zweiten Acte soll immer die Marseillaise gespielt werden; die Mordarie »**le réveil du peuple**« ist verboten. Es ist der Befehl ausgefertigt, Jeden zu verhaften,

der auf den Theatern durch seinen Vortrag zur Wiederaufrichtung der Königsmacht, zur Auflösung des gesetzgebenden Körpers oder der ausführenden Macht ermahnt, oder auf irgend eine Weise das Volk zu Aufläufen anreizt. Der Mann, welcher gestern im Faydeau-Theater diese Verordnung vorlas, wurde ausgezischt.«

»Gestern?« fragte die Kaiserin die Stirn runzelnd. »Gestern? Wir müssen uns einen andern Correspondenten anschaffen!«

»Ew. Majestät . . .«

»Die Neuigkeit, die man uns da berichtet, ist alt; täusche ich mich nicht, so erhielt ich diese Mittheilung schon im Monat Jänner und die hier erwähnte Verordnung ist, wie mich dünkt, am **10.** jenes Monates erschienen. Fahren Sie indeß fort . . .«

»Hier steht nur noch ein Epigramm, das aus dem »National-Barometer« gezogen, und Frankreich in seiner gegenwärtige Lage charakterisirt.«

»Mögen sie ihre Waffen schleifen, mögen sie ihre Federn spitzen,« sagte sie, nachdem Markow ihr das Epigramm hatte vorlesen müssen, »sie werden damit doch nur sich selbst verwunden. Unser großer Zaar Peter sagte, er habe Rußland als einen kleinen Bach übernommen und es als einen Fluß abgegeben; ich empfing es als einen Fluß und werde es als ein Meer zurücklassen. Mögen die Revolutionen die Purpurmäntel des Festlandes zerreißen; in Lumpen sollen sie um unsere Hilfe flehen. Nach der Revolution gegen die Fürsten wird eine Revolution der Classen unter sich ausbrechen; bis dahin sollen unsere Adler im Winterpalast ausruhen. Peter rieth, Rußland in einem fortwährenden Kriegszustande zu erhalten; ich thue es; er rieth,

wir sollten den Frieden als ein Mittel für den Krieg und den Krieg als ein Mittel für den Frieden dienen lassen; ich habe es nicht vergessen. Er rieth, wir sollten bei allen Gelegenheiten an Europas Händeln und Streitigkeiten theilnehmen, ich habe dies nicht außer Acht gelassen. Er sagte, wir sollten Polen theilen, ich h a b e es getheilt.«

Als die Kaiserin jetzt schwieg, trat Subow vor.

»Ew. Majestät sagen, der Zaar Peter habe die Theilung Polens anbefohlen und Ew. Majestät hatten sie vollzogen; aber Sie vergessen einen nicht minder wichtigen Punkt in dem Testamente des großen Zaaren.«

»Was meinst Du, Subow?«

»Zaar Peter rieth auch, Rußland sollte Schweden nehmen, so viel wie möglich, und es zum Angriff reizen, um einen Vorwand zu seiner vollständigen Unterdrückung zu haben.«

Das Antlitz der Kaiserin verklärte sich. Mit einer stolzen Bewegung lehnte sie ihr Haupt zurück und ein Lächeln schwebte auf ihren Lippen.

»Still, Subow!« sagte sie. »Der Zaar schrieb sein Testament nicht mit der Schwertspitze, sondern mit einer biegsamen Feder. Ich habe die Gefahr noch nicht vergessen, in welche der Aufbruch der schwedischen Armee im Jahre 1788 Petersburg versetzte. Es ist eine unläugbare Wahrheit, daß die Hauptstadt des Kaiserreichs keine wirkliche Ruhe besitzt, so lange ein feindliches Land so nahe an dieselbe grenzt.«

»Ew. Majestät brauchten ja nur zu befehlen. Die Armee gehorcht Ihrem Wink.«

Die Kaiserin näherte sich ihm mit einem freundlichen Lächeln.

»Weißt Du, was eine Armee ist, mein Freund?«

»Eine russische Armee ist eine unwiderstehliche Gewalt, die ihre Macht vergrößert, je weiter sie marschirt.«

»Eine Armee, Subow, ist nur eine Erntemaschine. Was die Politik säet, das erntet das Schwert.«

Subow erhob auch sein Haupt. Er schien sich auf eine Antwort vorzubereiten, die Kaiserin winkte ihm aber zu schweigen.

»Was gibt es sonst noch an Depeschen?« fragte sie Markow. »Haben wir keine Botschaft von Budberg?«

»Hier, Ew. Majestät!«

Mit einer unruhigen Geberde streckte die Kaiserin ihre Hand nach der Depesche aus; aber noch ehe sie die letztere ergriff, ließ sie die Hand wieder sinken.

Der Blick, welchen sie auf das Papier heftete, hatte einen unerklärlichen, räthselhaften Ausdruck. Nach einigem Schweigen, während dessen keiner der Anwesenden sich von der Stelle zu rühren wagte, erfaßte sie die Hand der Großfürstin Maria Feodorowna.

»Siehst Du dieses Schreiben?« fragte sie.

»Ew. Majestät . . .«

»Leg' deine Hand hier an mein Herz; zähle seine Schläge und berechne darnach meine Liebe für deine Tochter Alexandra.«

»Ew. Majestät . . .«

Katharina's Geist hatte sich nie von irgend einem größern Unglück, diesem so nützlichen Zuchtmeister, gezügelt gesehen. Im Ernste bezweifelte sie auch nie ihre Erfolge, aber ihr Stolz, in entscheidenden Augenblicken von Ungewißheit aufgeregt, fürchtete doch.

»Man wird nie so alt,« sagte sie, »daß man nicht an einem kleinen Theile seines Herzens noch Kind wäre.«

Mit einer gedankenvollen Bewegung flog ihre Hand über die Stirn.

»Wie viel hängt doch von diesem Briefe ab!«

Während sie mit dem Zeigefinger ihre Aufmerksamkeit auf das Papier heftete, trat ein kurzes Schweigen ein.

»Aber was beunruhige ich mich denn! Es muß Budberg gelungen seyn! Oeffnen Sie, Markow!«

Markow ließ sich den Befehl nicht zweimal geben.

»Lesen Sie!«

»Als ich in der Eigenschaft als Ew. Majestät Gesandter in Stockholm anlangte und Audienz begehrte, antwortete man mir, der junge König sey krank; man glaubte hiedurch ein persönliches Zusammentreffen zwischen ihm und mir vermeiden zu können. Um Ew. Majestät Würde nichts zu vergeben, zog ich mich gleichgiltig zurück . . .«

»Man trotzt mir also noch!« fiel die Kaiserin ein . . . »doch fahren Sie fort!«

»Inzwischen mußte die Nachricht von Dolgorucki's Einrücken gegen Finnland an der Spitze einer Armee zu Ohren der Regierung gekommen seyn.«

Katharina's Gesichtszüge veränderten sich; ein kaltes Lächeln überflog dieselben.

»Sofort begann man hier zu rüsten. General Wrede wurde nach Finnland abgesandt; bei seiner Abschiedsaudienz ermahnte er den König, wegen der Ungeschicklichkeit seiner Vormundschaftsregierung sich mündig zu erklären; der König aber weigerte sich.«

»Weigerte sich?« wiederholte die Kaiserin. »Wüßte ich nur, ob der junge Thronfolger so viel Geist besitzt wie sein

Vater oder nur ein Dummkopf ist! . . . Aber fahren Sie fort!«

»Für den Fall des Krieges haben sowohl der Herzog-Vormund als der König beschlossen, sich beide nach Finnland zu begeben.

»Sie sind willkommen!«

»In den letzten Tagen,« las Markow weiter, »hat jedoch Vieles sich verändert, ich glaube weniger aus Furcht vor Dolgorucki's Armee, als in Folge der Liebe des Königs zur Großfürstin Alexandra, die zuversichtlich eben so aufrichtig und glühend ist, wie die der Großfürstin zu ihm; denn jede Nachricht von ihr wurde von dem Könige mit der größten Freude aufgenommen und ihr Porträt . . . verläßt ihn nie. Gestern wurde ich auch zur Audienz gerufen, fand aber sehr bald, daß, wie groß auch die Veränderungen seyn mögen, doch noch Manches zu überwinden, ehe das Ziel erreicht ist. Zwischen den persönlichen Wünschen des Königs und diesem Ziele stehen noch immer der Herzog und Reuterholm und die Gründe ihrer Handlungsweise sind nicht schwer zu errathen.«

»Budberg hat Recht,« bemerkte die Kaiserin, »die Gründe sind nicht schwer zu errathen; sie fürchten jede Verbindung zwischen mir und dem Könige, weil sie einsehen, daß der König dadurch . . . . und nicht sie Schweden regieren werden. Weiter? . . .«

»Bei meiner Audienz erklärte der König, er wünsche sich nicht eher zu vermälen, als bis er großjährig seyn werde und habe seine Wahl noch nicht getroffen. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß der Herzog und Reuterholm zugegen waren. Nicht einen einzigen Augenblick ließen sie ihn

aus dem Gesichte; der König war, während er sprach, bleich und zaudernd; er litt sichtbar.«

Die Kaiserin ging einige Male unruhig im Zimmer auf und ab.

»Der König erklärte mir gleichzeitig, er sehe sich gezwungen, Euer Majestät Einladung nach Petersburg abzulehnen.«

»Er hat sie abgelehnt?«

»So schreibt Budberg.«

»Herzog, Herzog,« rief die Kaiserin, »Du lenkst deinen Mündel mit Gewalt; beim Himmel, Du bedarfst einer Lection von mir in der Kunst, gegen Damen artig zu seyn!«

»Was schreibt Budberg weiter?«

»Nur, daß er nicht alle Hoffnung verloren habe. Der Brief schließt übrigens mit einigen Gedankenstrichen, die nicht ohne Bedeutung zu seyn scheinen.«

»Gedankenstrichen . . . Bedeutung? . . . . Lassen Sie mich sehen!«

Nachdem Katharina den Brief betrachtet, senkte sie ihre Augen zu Boden und überließ sich eine Zeit lang einem sinnenden Schweigen.

Subow trat der Kaiserin einen Schritt näher.

Die Günstlinge der Kaiserin konnten sie täuschen, ja sogar verleiten, aber nie beherrschen.

»Diese Gedankenstriche! . . .« wiederholte Sie.

»Ew. Majestät, sie können nichts Anderes bedeuten, als . . .«

Mit einer stolzen Bewegung des Kopfes wandte sich Katharina zu Subow.

»Sie bedeuten . . .,« sagte sie, unterbrach sich jedoch wieder.

»Daß Dolgorucki's Armee über die Grenze rücken soll!« ergänzte Subow.

Die Kaiserin heftete einen kalten Blick auf ihn.

»Ew. Majestät müssen den Herzog demüthigen!«

Ein leidenschaftliches Zucken zeigte sich auf ihrem Antlitz.

»Die Frage betrifft nicht nur die Prinzessin Alexandra, sondern auch Ihren Thron!«

Graf Orlow blieb unbeweglich auf seinem Platz in der Fensternische. Unverwandt folgte er den Bewegungen der Kaiserin; in dem Grade wie sich die Züge der Kaiserin veränderten, nahmen auch die seinigen einen anderen Ausdruck an. Offenbar mußte die Frage für ihn vom größten Gewicht seyn.

Die Kaiserin schwieg noch immer. Man sah es ihrer stolzen Stirn an, daß ein kühner Plan in ihrer Seele arbeitete. In der That stand sie da wie eine zweite Göttin des Schicksals, düster, verschlossen, geheimnißvoll und Krieg und Frieden, das Leben der Menschen, ja vielleicht die Existenz eines Reiches überlegend. Auf ihrem Antlitz lag kein Zorn, kein Kummer, keine Freude, aber es lag ein Ernst auf demselben, der alle drei in sich zu fassen schien und bedeutungsvoller war als jedes von diesen einzeln. Sie kannte ihre Macht.

Als sie den Blick wieder erhob, faßte sie Maria Feodorowna's Hand.

»Ich habe es bei meinem Leben geschworen, daß Alexandra glücklich werden soll . . . Ich werde meinen Schwur halten!«

Ein dunkles Feuer brannte in ihren Augen.

Subow, Orlow und Markow vermochten kaum ihre Freude zu verhehlen.

»Ew. Majestät beschließen also? . . .«

Noch ruhte eine Wolke auf der Stirn der Kaiserin; aber sie verschwand jetzt.

»Setz' Dich und schreib'!« befahl sie Subow; »ich werde dictiren!«

Subow erfaßte die Feder.

»Doch,« verbesserte sie sich, »ich will lieber selbst schreiben!«

Subow verließ den Platz.

Die Hand der Kaiserin flog mit der Feder über das Papier und ohne ein Wort zu äußern, legte sie das Schreiben zusammen.

Noch wußte Niemand, was es enthielt.

»Laß meine Adjutanten hereinkommen!«

Orlow eilte hinaus.

Nach einigen Minuten traten mehre Adjutanten der Kaiserin ein, unter ihnen der Strelitzencapitän Araktschejew und der Gardelieutenant Petscherik.

»Wer von Euch,« fragte Katharina sie, »glaubt in der kürzesten Zeit den Weg zum Fürsten Dolgorucki zurücklegen zu können?«

»Ich! Ich!« riefen sie Alle, denn keiner von ihnen wollte die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, versäumen.

Dieser Wetteifer befriedigte die Kaiserin.

Das Schreiben in der Hand haltend, musterte sie ihre Adjutanten.

»Markow,« sagte sie, »machen Sie für jeden meinen Adjutanten eine Abschrift dieses Briefes, und geben Sie

jedem von ihnen einen Courierpaß. Sie mögen mit einander weiteifern, den Fürsten Dolgorucki zu erreichen. Der Lohn für den, der zuerst diesen Befehl übergibt, ist der St. Annen-Orden 2. Classe.«

Ehrgeiz und Freude glänzte in den Gesichtern der jungen Männer.

Markow nahm den Brief. Subow und Orlow traten zu ihm; alle drei interessirten sich gleich stark für den Inhalt des Schreibens, ohne deshalb ihre innersten Gedanken der Kaiserin verrathen zu wollen. Mit all' ihrer Ergebenheit für sie und ihren Thron hegten sie verschiedene Ansichten über die Art und Weise, in welcher Schweden behandelt werden müsse. Neugierig beugten sie sich über das Schreiben und nur mühselig vermochten sie die lebhafte innere Freude zu verbergen, welche in ihnen rege wurde, als sie lasen — Krieg mit Schweden!

Die Kaiserin beobachtete sie aufmerksam, sie wollte sehen, welchen Eindruck dieser Befehl auf sie mache.

»Krieg,« murmelten sie, »Krieg!«

»Krieg!« wiederholten die Adjutanten wie ein Echo . . . »Krieg!«

Ein Soldat wird von diesem Worte stets belebt. Seine Bestimmung kennend und in der Hoffnung auf das Glück des Krieges, klopft sein Herz heftiger beim Erschallen des Kriegssignals.

Die Kaiserin schwelgte einen Augenblick in dem Bewußtseyn der Macht, welche sie besaß, als sie sah, welchen Eindruck ihr Beschluß hervorrief.

Aber auch ein Seufzer machte sich in diesem Augenblick bemerkbar . . . er kam aus der Brust der Großfürstin. Sie dachte an ihre Tochter und seufzte über den Krieg, in

welchem sie sich einen für das Glück des Geliebten verheerenden Dämon vorstellte.

»Fürchte nichts!« tröstete indeß Katharina sie, »dem Kriege wird ein Frieden folgen und der Frieden führt uns zum Ziele. Feodorowna,« setzte sie hinzu, »Du siehst nicht ein, wie sehr ich mich für dieses Ziel interessire, zweifle nicht, daß ich es je aus den Augen lassen werde, denn es liegt mir eben so sehr am Herzen, wie es einen wesentlichen Theil der höchsten Höhe meines politischen Strebens bildet. Du weißt vielleicht nicht, daß Gustav **III.**, der Vater des jetzigen jungen Königs, sich meinen Plänen gegen das revolutionäre Europa hingab, bereit, auf meinen Wink, wie ein Ritter des Nordens, den Handschuh des Südens aufzunehmen und auf seinen Feldern den Kampf zwischen Fürsten und Völkern auszufechten. Diese große Verpflichtung muß sein Sohn übernehmen und seine Vermälung mit Paulowna soll ihn auch zu meinem Helden machen. Beruhige Dich, Feodorowna, ich vergesse nimmer Alexandra's Glück; mein eigenes ist so eng mit dem ihrigen verknüpft.«

Subow hatte inzwischen die Abschriften von dem Briefe der Kaiserin beschleunigt; er wollte keinen einzigen Augenblick von dieser dem Kriege so günstigen Stimmung verlieren, denn er fürchtete, die Kaiserin könne vielleicht ihre Meinung noch ändern. Die Abschriften wurden jetzt vorgezeigt und den Adjutanten übergeben.

»Ihr wißt, was ich Euch versprochen,« sagte die Kaiserin zu den Letzteren; »fliegt wie der Sturmwind mit meiner Botschaft dahin. Wer mir zuerst ein Wort von dem Fürsten Dolgorucki zurückbringt, der bekommt die Auszeichnung. Rußland liebt den Krieg; der Raubvogel in unserem Banner sehnt sich nach Blut; die Ehre unserer Nation

wächst auf den Ruinen anderer Nationen; unsere Politik ist mit dem Feldgeschrei des Krieges auf den Lippen geboren. Eilt jetzt! mein Name soll die Vormundschafts-Regierung Schwedens aus ihrem Schlummer schrecken. Krieg! Krieg!«

»Krieg!« jubelten die Anwesenden.

»Und Sieg!« setzte Katharina hinzu.

Die Adjutanten bereiteten sich, das Zimmer zu verlassen, sie waren glücklich in der Hoffnung, die Gunst der Kaiserin verdienen zu können. Da öffnete sich die Thür und Großfürst Paul erschien auf der Schwelle.

Beim Anblick ihres Sohnes legte sich die Stirn der Kaiserin in Falten.

Als der Großfürst eintrat, hörte er das Kriegsgemurmel in dem Zimmer. Seine Aufmerksamkeit heftete sich auf seine Gemalin Maria Feodorowna, ihre sichtbare Beklommenheit entging ihm nicht. Eine Ahnung sagte ihm auch, was hier vorging, und diese Ahnung wurde zur Gewißheit, als sein Blick auf Subow ruhte, in dessen Antlitz er Zufriedenheit und Selbstvertrauen las.

»Wer hat Dich hieher gerufen?« fragte die Kaiserin zum Sohne gewandt. »Hat man Dir nicht gesagt, daß ich mit wichtigen Depeschen beschäftigt sey?«

»Meine Mutter, Ihre Worte sind hart, aber mein kindlicher Gehorsam ist zu groß, als daß ich mich darüber beklagen sollte. Man hat mir gesagt, es seyen Depeschen von Budberg aus Schweden eingetroffen, Sie werden mir also verzeihen, wenn ich durch die Theilnahme geleitet, welche ich für diese Angelegenheit fühlte, hieher eilte, um der frohen Botschaft, die Sie erhalten, theilhaftig zu werden!«

Die Gelassenheit des Großfürsten entwaffnete die Kaiserin.

Obgleich Paul von der Kaiserin nicht geliebt, ja kaum geduldet wurde und in fast ununterbrochener Verbannung in Gatschina lebte, beobachtete er doch stets gegen sie eine kindliche, demüthige Haltung und dieses Benehmen ließ er auch heute nicht aus den Augen.

»Wohlan denn,« antwortete sie, »auch Du sollst meiner Freude theilhaftig werden. Schweden hat sich geweigert auf unsere Forderungen einzugehen, aber, beim heiligen Alexander, dies soll sie nur vergrößern, nicht verringern! Meine Herren,« fuhr sie zu den Adjutanten gewandt fort, »fliegen Sie zu unserer Armee an der finnischen Grenze, damit Dolgorucki unverzüglich meinen Willen erfahre und über die Grenze rücke. Sputet Euch!«

Bestürzung zeigte sich auf Pauls Antlitz. Eine Minute lang schien er unschlüssig, was er thun sollte; als aber die Adjutanten sich entfernen wollten, hielt er sie zurück.

»Was thust Du, Paul?« fragte die Kaiserin, während der Unwille sich flüchtig in ihren Zügen zeichnete. »Wagst Du meinen Befehlen entgegen zu treten? Wagst Du es, mir in den Weg zu treten?«

»Ew. Majestät,« antwortete Paul, »haben Sie die Gnade, mir zu sagen, von welchem Datum die Depesche ist, welche Sie erhalten!«

»Vom Zwölften! Der Courier ist auf seiner Reise über's Meer von Stürmen gehindert worden.«

Paul schwieg und überlegte. Er fürchtete sichtbar, seine Mutter zu verletzen, denn er wußte, daß sie nicht viel Federlesens machte.

Indeß war sein Entschluß rasch gefaßt.

»Ew. Majestät, erlauben Sie mir . . .«

Ohne ihre Antwort abzuwarten, öffnete er die Thür und Baron Armfelt erschien.

Dicht hinter ihm stand Döring.

Armfelt näherte sich der Kaiserin mit der ganzen ritterlichen Anmuth, die ihm eigenthümlich war.

»Ich höre,« begann er, »Ew. Majestät haben Depeschen vom 12. datirt, aus Schweden empfangen.«

»So ist es, Baron!«

»Auf Grund des Inhalts dieser Depeschen wollen Ew. Majestät den Befehl absenden, daß Fürst Dolgorucki über die finnische Grenze rücke.«

»Ich habe der schwedischen Regierung meine Freundschaft angeboten, aber sie zieht meine Feindschaft vor. Dolgorucki wird die Ehre der Kaiserin zu wahren wissen.«

»Es wird dessen nicht bedürfen, Majestät! Das Herz meines jungen Königs hat bereits Alles erfüllt, was Sie von Ihrer Armee fordern konnten, denn es hat die Regierung besiegt.«

»Wie?«

»Die Schlacht ist gewonnen. Herzog Carl und Reuterholm haben eine Niederlage erlitten, Ew. Majestät Wünsche haben im Rathe gesiegt. Der König von Schweden . . .«

»Was sagen Sie, Baron? Sie vergessen diese Depesche, die ich soeben erhielt!«

»Die aber vom 12. datirt ist, Majestät!«

»Nun wohl . . .«

»Ich habe eine Depesche von neuerem Datum erhalten.«

»Wenn Sie kein Zauberer sind, Baron, so ist dies unmöglich!«

»Ew. Majestät Courier wurde an der Küste von Aland durch Stürme aufgehalten, welche in den letzten Tagen wütheten.«

»Ganz richtig!«

Mein Courier reiste erst am sechzehnten von Stockholm ab.«

»Aber die Stürme dauerten doch fort!«

»Auch er wurde vom Sturm verschlagen, aber er folgte diesem und stieg in Riga ans Land, von wo aus er auf dem Landwege hieher gekommen. Er langte vor einigen Minuten an und wenn Ew. Majestät wünschen, so können Sie persönlich sichere und ganz neue Nachrichten aus Schweden einziehen.«

Die Kaiserin nickte freundlich. Armfelt gab Döring einen Wink, vorzutreten. Döring's Herz klopfte. Während seines bunten Lebens hatte er mehr als einmal vor Fürsten gestanden, aber in der Hand keines von ihnen hatte so das Wohl und Wehe der Menschen geruht, wie in der dieser Kaiserin, vor der er jetzt stand. Der Gedanke an ihre unbeschränkte Macht, die auf vollkommene Weise zu benutzen man schon ein Gott seyn mußte, beherrschte ihn. Gerade wie eine Kerze stand Döring vor ihr, anstatt ihr mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung zu nahen, richtete er sich auf. Ein minder sicherer Blick als der Katharina's würde dies für einfältigen Stolz gehalten haben; sie aber sah weiter, sie sah, wie seine Brust sich in streitenden, stürmischen Gefühlen hob, sah wie seine Wangen sich vor Verlegenheit rötheten, sah, wie seine Augen von einem höhern Feuer glänzten, während sein Blick unverwandt auf ihr haftete.

Die Umgebung der Kaiserin betrachtete sie schweigend und erwartete, daß ihr Unwille über eine solche Verletzung der Ehrfurcht, wie Döring sie beging, sich Luft machen werde.

Indeß spielte auf ihren Lippen bald ein freundliches, mildes Lächeln.

Die Bewunderung, welche sie in Döring's Antlitz las, war für sie mehr als alle Anstandsvorschriften, denn sie schmeichelten ihrer weiblichen Eitelkeit.

Armfelt bemerkte den angenehmen Eindruck, welchen der junge Mann machte und freute sich innerlich.

»Sie kommen von Schweden?« fragte ihn die Kaiserin endlich. »Wann trafen Sie Budberg zuletzt?«

Döring fuhr bei dieser Frage zusammen; erst jetzt bedachte er, daß er gegen die Schicklichkeit gefehlt; er erröthete noch mehr.

»Am sechzehnten Abends, Ew. Majestät,« antwortete er, sich tief verbeugend und die Hand auf die Brust legend, als wolle er damit ehrfurchtsvoll seinen Fehler wieder gut machen.

»Was für Neuigkeiten bringen Sie mit? Haben Sie persönlich mit dem Könige gesprochen?«

»Mir ward die Gnade, Ew. Majestät, und aus seinem eigenen Munde habe ich die Versicherung, daß er von seinem Oheim, dem Herzog von Södermanland, begleitet, sich bereits zum Besuche bei Ew. Majestät rüstet. Die Depeschen, welche ich Sr. Excellenz dem Baron Armfelt übergeben, enthalten das Nähere. General Budberg übergab mir ebenfalls ein Schreiben an Ew. Majestät.«

Eine finstere Wolke strich über die Gesichter Subow's, Markow's und Orlow's, das der Kaiserin aber drückte Zufriedenheit aus.

Armfelt übergab jetzt Budberg's Depesche, ungeduldig öffnete die Kaiserin sie mit eigener Hand.

In diesem Schreiben erklärte Budberg, daß alle Verhältnisse sich vollständig verändert seit er sein letztes Schreiben abgeschickt, und schrieb die Ursache dieser unvermutheten und schnellen Veränderuug der Liebe des Königs für die Prinzessin Alexandra zu.

»Er kommt also hierher!« sagte die Kaiserin, »das ist gut! — Markow,« fuhr sie fort, »nehmen Sie das Schreiben an Dolgorucki zurück. Die Armee soll sich zurückziehen, Sie werden den Befehl ausfertigen.«

Nachdem sie diesen Befehl ertheilt, haftete ihr Blick auf Döring, dann auf dem Adjutanten.

»Die so eben eingelaufenen Nachrichten,« sagte sie zu diesen, »rauben Ihnen, meine Herren, eine Gelegenheit, um einen ehrenvollen Preis zu wetteifern, ich werde Ihnen sobald wie möglich Ersatz zu geben suchen! Inzwischen empfehle ich diesen jungen Schweden Ihrer Freundschaft, ich will ihn geehrt und geachtet sehen . . . Ich werde Sie und die Freude, welche Sie mir bereitet, nicht vergessen!« setzte sie zu Döring gewandt hinzu.

Der Großfürst erkannte unter den Adjutanten Araktschejew und Petscherin und blickte sie strenge an; er hielt es jedoch nicht für bewandt, gegen sie Klage zu führen. Statt dessen haftete sein Blick auf Orlow, dem Chef der geheimen Polizei.

Die Kaiserin näherte sich inzwischen der Großfürstin

und gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie allein zu seyn wünschte.

Subow ging von Markow und Orlow begleitet hinaus, Döring leistete den Adjutanten Gesellschaft.

Nachdem Alle die Kaiserin und die Großfürstin verlassen, blieb nur noch Armfelt zurück.

»Ew. Majestät,« sagte er näher tretend, »in der Depesche an mich lag ein Brief; Ew. Majestät werden es nicht mißbilligen, wenn ich ihn erst jetzt überliefere.«

»Ein Brief!«

»Von meines Königs eigener Hand!«

»Er ist willkommen, Armfelt!«

»Aber er ist nicht an Ew. Majestät.«

»Nicht? An wen denn?«

»An die Prinzessin Alexandra.«

»Ei, ei!«

Die Kaiserin betrachtete den Brief.

»Armfelt,« sagte sie, »diesen Brief müssen Sie selbst abliefern. Folgen Sie mir ... ich werde mich an Alexandra's Freude weiden.«

Und Arm in Arm mit der Großfürstin begab sie sich zur Prinzessin.

Armfelt folgte ihnen.

Sechstes Capitel.

Erwarte mich um eilf Uhr.

Der Aufenthalt der Kaiserin in Peterhof sollte, wie sie bestimmt hatte, nur vierundzwanzig Stunden dauern; der Hof quartierte sich daher hier ein, wie es die Umstände erlaubten. Orlow z. B. wohnte in einem kleinen von Bäumen und Buschwerk umgebenen Pavillon.

Die Orlow'sche Familie spielte zu Katharina's Zeit, namentlich während der letzten Hälfte ihrer Regierung, eine in Rußlands Geschichte sehr wichtig eingreifende Rolle.

Obgleich diese Familie eines der ältesten, adeligen Geschlechter Rußlands ist, weiß man über ihren eigentlichen Ursprung doch nichts Genaues. Am Flusse Wiatka im Gouvernement Kasan liegt eine Stadt gleiches Namens, doch gibt es im russischen Reiche mehre kleine Orte, die denselben Namen führen.

Zu Peters I. Zeit hatte ein Gregorius Orlow einen Oberstlieutenantsrang unter den Strelitzen, er vermälte sich in seinem dreiundfünfzigsten Jahre mit einem Fräulein Sinowiew, einem Mädchen von sechzehn Jahren. Von neun aus dieser Ehe stammenden Kindern sind fünf in die Geschichte übergegangen, nemlich: Iwan, Gregorej, Alexej, Fedor und Wlodimir, und zwar machten sich Gregor und Alexej unter diesen am bemerkbarsten.

Gregorej's Einfluß war unbegrenzt; der eines souveränen Fürsten konnte nicht größer seyn.

In den Jahren 1762 und 1763 waren Heirathspläne zwischen der Kaiserin und ihm im Gange und beide hatten auch damals schon mehre Kinde mit einander. Er hatte einen heftigen, wilden und unbändigen Charakter, und als die Kaiserin endlich mit ihm brach, zeigte sie eine Unruhe wegen der möglichen Folgen, die an sclavische Furcht grenzte; sie ließ eiserne Riegel vor die Thür ihres Schlafcabinets legen und ihr Kammerdiener mußte mit geladenen Pistolen Wache halten.

»Man kennt Gregorej nicht,« sagte sie, »er kann im Stande seyn, mich und den Großfürsten zu morden!«

Alexej's Charakter war nicht minder übermüthig und wild; er war auch zu jeder grausamen Handlung fähig. Muth und Tollkühnheit ersetzten bei ihm den Mangel an Geschicklichkeit und Erfahrenheit. Als er die türkische Flotte bei Tschesmé verbrannte, gewann er den größten Ruhm als Seeheld, obgleich er hauptsächlich wohl nur drei Engländern für diesen Erfolg zu danken hatte.

»Gebt mir zehn Millionen Rubel,« sagte er damals zur Kaiserin, »so will ich Griechenland und Egypten erobern und mit der Flotte durch die Dardanellen einlaufen.«

»Ich gebe Euch zwanzig Millionen!« antwortete Katharina ihm.

Obgleich nun der Orlow, mit welchem wir in unsrer Erzählung zu thun haben, keiner von diesen, sondern nur ein entfernter Verwandter von ihnen ist, so finden wir in ihm doch das Grundelement desselben Charakters.

Die Verwandtschaftsverbindungen hatten ihn zu einer so hohen Stellung erhoben. Die kluge Ergebenheit, welche er

Subow (dem letzten Erben des Einflusses aller vorangegangenen Günstlinge Katharina's) zeigte, erhielt ihn in seiner Stellung. Gegenwärtig war er Oberhofmarschall, wirklicher Kammerherr und Ritter des Alexander-Newsky- und des St. Annen-Ordens; hatte aber außerdem noch die Ehre, Chef der geheimen Polizei zu seyn.

Von seinem Besuch bei der Kaiserin zurückgekommen, befand er sich in dem äußeren Zimmer des Pavillons, wo er so eben mehre Rapporte von größerer oder geringerer Bedeutung empfangen und neue Befehle ausgefertigt hatte.

Auf seiner Stirn ruhte ein finsterer, drohender Schatten; er ging heftig auf und ab.

Durch die erhaltenen Rapporte war er unterrichtet worden, daß die maskirte Dame, mit welcher er im Parke gesprochen, sich in die Eremitage, die Bauernhütte, begeben habe, daß sie hier ein Zusammentreffen mit zwei Herren gehabt, aber mit einem derselben entkommen sey; der andere, in welchem man endlich einen Ausländer, einen Schweden, gefunden, sey dahingegen ergriffen, aber von dem Großfürsten befreit worden, der bei dieser Verhaftung zufällig erschienen. Der Rapport meldete weiter, daß man alles Mögliche gethan habe, um auszuforschen, wohin die junge Dame geflohen sey, jedoch ohne Erfolg, denn spurlos sey sowohl sie wie ihr Cavalier verschwunden.

»Verdammt!« brummte Orlow. »Ueberall bin ich ihr auf der Spur und kann dennoch nicht einen Fetzen von dem Schleier erhaschen, mit welchem sie ihre Unternehmungen bedeckt. Meine Polizei taugt nicht, sie ist mehr ein Schreckschuß, eine Seifenblase, ein Gespenst, eine Vogelscheuche, mit der man die Leute einschüchtert, als eine allwissende Wirklichkeit, ein allsehendes Auge in der Nacht, eine überall

eingreifende, allmächtige Hand. Man glaubt, ich wisse Alles . . . bah, ich bin ja nicht einmal im Stande, die Geheimnisse eines Mädchens auszuspioniren.«

»Ein Schwede!« fuhr er nach einigem Schweigen fort, »ein Schwede! Ueberall stößt man jetzt an diesem Hofe auf Schweden; ich fühle, daß ich sie hasse! Subow's Politik ist richtig, man muß dieses Schweden vernichten, wie man Polen vernichtet hat, und Subow an die Spitze der Armeen stellen, die dereinst gegen Frankreich rücken sollen; es ist nicht klug einem Ausländer, einem Feinde eine solche Ehre zu schenken, denn dadurch gewinnt dieser nur neue Ehre und neue Kräfte. Bei St. Nicolaus, das soll nicht geschehen!«

Aber die erhaltenen Rapporte meldeten auch noch etwas Anderes, nemlich daß man ein Mädchen, dessen Aeußeres als sehr häßlich beschrieben wurde, beschäftigt gefunden, wie sie gerade ein Papier am Fuße einer im Parke befindlichen Statue versteckte; daß man zwar die Absicht gehabt, sich des Papieres zu bemächtigen, um seinen Inhalt kennen zu lernen, daß aber der Kammerdiener der Kaiserin, der alte Zacharias Constantinowitsch, zuvorgekommen, den Brief genommen und sich damit entfernt habe.

»Dieser alte Schurke!« brummte Orlow bei dem Gedanken an die Intrigue, die er hierin zu finden hoffte. »Dich hoffe ich wenigstens zu fassen.«

In Folge dieses Rapports hatte er sogleich befohlen, diesem Mädchen nachzusetzen und unter allen Umständen sie zu ihm zu führen, damit er sie examiniren könne.

Die Arme auf der Brust gekreuzt, wanderte er auf und nieder.

In seinen ernst gezeichneten, aber feinen und bleichen Gesichtszügen arbeiteten heftige Leidenschaften.

In demselben Maße wie seine Schritte an Heftigkeit zunahmen, wuchs auch die Leidenschaft in ihm.

Der Tag war bereits sehr vorgeschritten, der Abend begann seine Schatten zu verbreiten, Orlow aber bemerkte es nicht, denn er war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt.

Nach einiger Zeit trat ein Polizeibeamter ein. Orlow blieb stehen, als er ihn bemerkte.

»Nun?« fragte er.

»Das Mädchen ist ergriffen. Wir fanden sie bei derselben Bildsäule, wo wir sie zuerst sahen.«

»Führe sie herein!«

Das Mädchen trat gleich darauf ein, sie war eine schwache, leidende Gestalt und zitterte vor Furcht, als sie vor Orlow stand. Ihr Aeußeres entbehrte jeder Anmuth, sie war sehr häßlich, jedoch nicht abschreckend; ihre Gesichtsfarbe war hellbraun, die Stirn niedrig, die Wangen mager; obgleich ihre Augen nicht glänzend und groß waren, lag doch etwas Schwärmerisches in ihnen, was sehr zu ihrem Vortheil sprach. Auf dem Kopfe trug sie ein Koschnik, einen Kopfputz, mit Gold und Silber gestickt. Ihre übrige Kleidung war durchaus einfach.

Ohne irgend welchen Widerstand zu leisten, warf sie ängstliche und verwirrte Blicke um sich.

»Wer bist Du?« fragte Orlow.

»Ich bin Lea, gnädiger Herr, aber man nennt mich auch Lechi.«

Nach dem russischen Volksglauben werden die Geister der Natur Lechi genannt. Die Art und Weise, wie man sie sich

vorstellt, ist auch sehr hübsch. Ihr Wesen beruhte jedesmal auf dem Gegenstand, in welchem sie lebten; bei den kleinen Blumen waren sie klein, bei den größeren Blumen auch größer. Im Moose konnte man sie kaum entdecken, doch wuchsen sie mit dem Grase und mit der Saat. Im Walde dahingegen waren sie riesig groß, ihr Gang und ihre Stimme setzte die Natur in Aufruhr und ihre Häupter blickten von den Kronen der Bäume herab. Wurde man von einer Lechi der Wälder verfolgt, so gab es keine andere Rettung als in ein Thal zu flüchten, wo dann der Geist so klein wurde wie die Blume oder das Moos.

»Was hast Du hier im Parke gethan?«

»Nichts, gnädiger Herr.«

Wie furchtsam sie auch war, so lag doch etwas Schwärmerisches, Mildes und Wohltönendes in ihrer Stimme; das häßliche Antlitz wurde fast schön, wenn sie sprach.

»Du hast ein Papier unter einer Bildsäule hier versteckt.«

Das Mädchen antwortete nicht, aber sie zitterte wie Espenlaub.

»Du bekennst, daß Du einen Brief unter der Bildsäule versteckt hast?«

Lechi — wir wollen sie so nennen — flüsterte ein kaum hörbares Ja.

»Weißt Du, was der Brief enthielt?«

»Es war ein Opfer für die Rußelfen. Ach, gnädiger Herr, Sie sehen, wie häßlich ich bin, aber ich habe keine Furcht vor ihnen, denn ich bin gut und unschuldig und sie schaden nur denen, die selbst böse oder auf schlimmen Wegen sind. Meine Mutter schrieb den Brief, ich weiß nicht, was er enthielt, aber es war wohl eine Bitte an die Elfen

darin, daß sich meine Augen vor aller irdischen Schönheit, meine Ohren und mein Herz vor jedem Laute schließen möchten, der aus einer Menschenbrust kommt. Meine Mutter sagte mir, ich müsse wie sie mein Leben dem Himmel weihen und alle Gedanken an die Erde verbannen. Deshalb ging ich zu der Bildsäule, die da am Ufer des Canals steht und die ich den König dieser Elfen hatte nennen hören.«

Lechi sprach mit solcher einfachen, ungekünstelten Aufrichtigkeit, daß Orlow einen Augenblick geneigt war, sie gehen zu lassen; er erinnerte sich aber, daß der Kammerdiener der Kaiserin den Brief abgeholt hatte und sein Verdacht kehrte doppelt stark zurück.

»Der Brief war von deiner Mutter geschrieben, sagst Du; wer ist denn deine Mutter?«

»Marfa, gnädiger Herr.«

Das Mädchen machte ein Zeichen des Kreuzes, als es diesen Namen aussprach.

»Marfa?« wiederholte Orlow. »Marfa? Wer ist sie? ... Ah, sollte sie ...«

Und auch Orlow machte ein kleines, kaum bemerkbares Kreuzzeichen.

»Marfa bei der St. Mariencapelle,« fiel das Mädchen ein.

Der Polizeibeamte, welcher an der Thür stand, machte jetzt ebenfalls ein Kreuzzeichen.

Orlow schwieg, aber er heftete einen Blick auf Lechi, als wolle er sie durchschauen, ob sie die Wahrheit spreche oder nicht.

»Weißt Du, wer den Brief abholte, den Du unter die Bildsäule schobst?«

Das Mädchen gerieth in heftige Angst; ihre Glieder zitterten, ihre Furcht schien zuzunehmen. Sie senkte den Blick zu Boden.

»Man hat Dich soeben wieder bei der Bildsäule gefunden.«

»Ach ja!«

»Was wolltest Du dort? Vielleicht eine Antwort abholen?«

Lechi blieb wieder stumm; blaß wie eine Leiche zog sie sich ängstlich zurück.

»Durchsuche sie!« befahl Orlow dem Polizeidiener.

Das Mädchen vermochte keinen Widerstand zu leisten und bald fand man denn auch einen Brief in ihrer Tasche.

Orlow erbrach denselben; Ueberraschung und Aerger stand auf seinem Antlitz, als er den Inhalt las.

»Die Handschrift ist die der Willanow,« murmelte er, ohne daß die Uebrigen es hören konnten.

»Gnädiger Herr,« sagte Lechi und blickte zu ihm auf, »meine Mutter sagte mir, die Elfen würden mir Antwort geben. Ach, gnädiger Herr, sagen Sie mir, was sie schreiben!«

Noch einmal betrachtete Orlow sie. Die Glut, welche in ihrem Auge brannte, zeigte von einer blinden, aber jungfräulichen und einfachen Hingebung an das Uebernatürliche. Es war kein Aberglaube in seiner schlimmsten Bedeutung, es war eher eine Liebe zu dem Wunderbaren; kein eigentlicher Fanatismus, sondern mehr ein schwärmerischer Traum, der in diesem Auge glänzte. Hellbraun wie ihre Wangen waren, hatte sich doch eine schöne Röthe über dieselben gelegt; in ihrem ganzen Erscheinen lag etwas Kindliches, Ungekünsteltes, Schüchternes. Als sie die letzte Frage an Orlow

that, hatte sie unwillkürlich und andächtig die Hände gefaltet.

In dieser Stellung schien ihr Zuname Lechi nicht so unrichtig zu seyn.

Aber Orlow's Aufmerksamkeit kehrte wieder zu dem Briefe zurück, in welchem er die Handschrift der Willanow erkannt hatte.

»Entweder ist das Mädchen eine listige Betrügerin,« dachte er bei sich, »oder sie ist eine Schwärmerin oder selbst betrogen. Sicher ist, daß die Intriguen, denen ich hier auf die Spur komme, in der Hand der Willanow liegen. — Aber sollte der Kammerdiener der Kaiserin in dieselben verwickelt seyn? . . . Warum nicht! . . . und die Kaiserin? . . . Ich muß auf meiner Hut seyn.«

Während er überlegte, ging er heftig im Zimmer auf und ab; endlich blieb er stehen . . . er hatte einen Beschluß gefaßt.

»Du bist frei!« sagte er zu dem Mädchen; »entferne Dich!«

Bei diesem Worte vergaß das Mädchen alles Uebrige und eilte hinaus.

Orlow gab dem Polizeidiener einen Wink.

»Folge ihr,« befahl er ihm; »laß' sie nicht aus den Augen und melde mir, wohin sie sich begibt.«

»Heute Abend noch?«

»So bald wie möglich!«

Als Orlow allein geblieben, hielt er noch lange das Schreiben in der Hand. Der Inhalt, welcher ihn so heftig aufregte, lautete folgendermaßen:

»Sobald es finster wird, entferne ich mich von hier. Erwarte mich um eilf Uhr!«

Als Orlow endlich das Papier zusammenlegte und zu sich steckte, wandte er sich zur Thür und ging in das Nebenzimmer.

Siebentes Capitel.

Zwei Brüder.

Orlow öffnete diese Thür mit einer Vorsichtigkeit, als wolle er vermeiden, Jemand zu stören. Und dies war auch der Fall.

Als er eingetreten war, schloß er die Thür leise hinter sich und blieb vor der Schwelle stehen.

Schweigend heftete er seine Aufmerksamkeit auf eine Person, die am Tische zwischen den beiden Fenstern saß.

Der Unbekannte hatte Orlow's Eintritt nicht bemerkt; den Ellbogen auf den Tisch gestützt, das Haupt in die Hände gelehnt, saß er in das Lesen eines großen Buches vertieft da.

Orlow betrachtete ihn genau, ohne seinen Platz zu verlassen.

Der Unbekannte war ein breitschultriger, kräftig gebauter Mann; sein Haar war bereits halb ergraut.

So verstrichen einige Minuten.

Endlich senkte der Unbekannte die Arme, schlug heftig das Buch zu und lehnte sich in den Sessel zurück.

»Vergebens,« sagte er, »suche ich in Rußlands ganzer Geschichte ein Seitenstück zu meinem Verbrechen. Es ist

schrecklich! Rächende Vorsehung, soll ich in diesem ganzen von so vielen blutigen Thaten angefüllten Werke nicht eine einzige finden, welche gräßlicher wäre als meine eigene? Nowgorods Sonne sank mit Grausen in ihr Grab und Ivan, des Schrecklichen Henker, steht auf dem Denkmal . . . Aber es waren doch zwei große Körper, die offen um die Obergewalt kämpften und der schwächere ging unter, weil er sich nicht aufrecht zu erhalten vermochte. Aber wen habe ich vernichtet? Ein Weib! Oleg lockte Kiews Fürsten Oskold und Dir auf seine Schiffe, ließ sie dort meuchlerisch tödten und bemächtigte sich des Landes. Es war die Gewalt, die um die Gewalt kämpfte; es war wenigstens Politik in diesem Morde. Aber was für Politik liegt in dem meinigen?«

Orlow hatte diesen Worten zugehört und legte jetzt seine Hand auf die Schulter des Mannes:

»Andreas,« sagte er zu ihm, »was für Thorheiten beschäftigen Dich wieder?«

Andreas sprang mit einer Heftigkeit von seinem Platze auf, die ein Beweis war, daß er noch seine ganze Kraft besaß.

»Was willst Du hier?« rief er Orlow zu. »Fort mit Dir! Komm mir nicht zu nahe! Warum berührst Du mich mit deiner Hand? Du warst es, der mich verleitete, Du es, der mich überredete. Aber auf wen fällt dennoch das Verbrechen, und wer ist es, der dafür leidet? Nur ich!«

Andreas hatte sich in seiner ganzen Länge erhoben. Sein Körperbau war herkulisch; unwillkürlich hatte er den einen Arm erhoben und streckte seine geballte Faust über Orlow's Haupt, so daß der Arm einer Keule glich, die mit einem einzigen Schlage Orlow zerschmettern konnte.

»Beruhige Dich, mein Bruder,« fiel dieser ein, ohne zurück zu weichen, »ich habe Wichtiges mit Dir zu besprechen . . . beruhige Dich also!«

»Fort mit Dir!« wiederholte Andreas, »oder ich zerschmettere Dich zu Staub!«

Und abermals schwang der Riese seine Faust.

»Du bist wahnsinnig!« rief Orlow.

»Wahnsinnig? Ja, ja! Ich kann wahnsinnig werden bei dem einzigen Gedanken, der meine Seele verwüstet, in meinem Herzen brennt und mir unaufhörlich diese einzige That zurückruft, die alle Frevel in sich schließt, welche ich aufzuzählen vermag; Verrath, Feigheit, Hinterlist, Bosheit und endlich . . . Mord! Wahnsinn! Bei allen Heiligen, sollte ich damit gestraft werden, so weiß ich schon, was ich zuerst thun würde!«

»Was Du zuerst thun würdest?«

»Ja, ja! Ich würde mich an dem rächen, der mich zu meinem Verbrechen verleitete; ich würde Dich ermorden . . . Fort von mir!«

Orlow mangelte es weder an Dreistigkeit noch an Muth, demungeachtet wich er doch zurück.

»Unvernünftiger!« sagte er, »schon ein Vierteljahrhundert ist seit jener Zeit verflossen; es ist am besten, zu vergessen!«

»Wer ist der Wahnsinnigste, Du oder ich? Hast Du von Stellen auf der Erde gehört, aus welchen das Feuer beständig hervorleuchtet? An solchen Stellen sind große Verbrechen begangen worden und Gottes strafende Hand hat dort die Erde gebrandmarkt. Ein Vierteljahrhundert, sagst Du! Mag ein Jahrtausend seine kühlenden Winter auf diese Stellen streuen, es löscht doch das Feuer nicht, denn das Feuer

wird den Schnee schmelzen und die Flamme wird dennoch aus der Erde aufschlagen. Das Verbrechen hat nur Erinnerung, nicht Vergessenheit: es hat nur Fluch, keinen Tod; es hat Strafe, kein Erbarmen. Und weißt Du auch, warum es nur Erinnerung und nicht Vergessenheit hat? Weil es ein neues Verbrechen wäre, es vergessen zu können. Kommt jemals Erbarmen zu dem Verbrecher, so kommt es erst, nachdem der Fluch seine Geißel verbraucht. Uebrigens . . . Du sagst ein Vierteljahrhundert . . . es sind erst neunzehn Jahre, seit diese gräßliche That geschehen . . . ich erinnere mich ihrer noch, als sey sie gestern geschehen . . . Es war im December . . . Die Newa ruhte unter ihrer Eisdecke. Aber plötzlich brach diese Decke; ein heftiger Südostwind wühlte das Wasser auf, die Wogen schwollen an, der Fluß stieg; eine schreckliche Ueberschwemmung drohte . . . Da tratst Du zu mir ein . . . Folge mir! sagtest Du . . . Wie ein Opferlamm folgte ich Dir, denn ich war ja stets dein Opfer gewesen, wo Du erschienst . . .«

»Auszeichnung, Glück, Ehre und Hoheit . . . Alles Gut der Welt harrt unser, sagtest Du, als wir an der Festung standen, wenn Du nur die eiserne Lucke da einstößt.«

»Ich starrte Dich an.«

»Diese Eisenlucke da? fragte ich — Wohnt denn das Glück hinter ihr?«

»Da vertrautest Du mir an, daß die Prinzessin Tarrakanow in dem Kerkergewölbe eingesperrt sey, daß die Kaiserin ihren Tod wünsche. Bei Gott, Du logst über die Kaiserin! Es ist unmöglich, sie kann nie einen so unerhörten Wunsch ausgesprochen haben. Was ich jetzt einsehe, durchschaute ich freilich damals nicht. Berauscht von deinen Versprechungen, irre geführt durch den Wunsch der Kaiserin,

blind gemacht durch die Auszeichnung, die meiner harren sollte, verführt durch meine Freundschaft für Dich, die damals noch mein höchstes Glück war, stieß ich die eiserne Lucke ein. Allmächtige Vorsehung! Von diesem Augenblick an öffnete sich eine Hölle in meiner Seele, eine Hölle, die sich unaufhörlich in derselben erweitert, unter den fürchterlichsten Martern sich heute noch ausdehnt. Der Fluß schäumte immer höher, die Wogen stiegen mit brausendem Getöse, der Sturm umsauste mich; gleich wilden Gespenstern jagten sich die Wolken. Die Nacht war schrecklich; zwischen den schwarzen Wolken schaute der Mond hervor, hochroth, wie ein unermeßlicher Blutstropfen. Da hörte ich einen Schrei . . . er war wild . . . durchdringend . . . es war ein Todesschrei!«

Orlow konnte nicht länger schweigen. Andreas' aufgeregte Stimmung erschreckte ihn keineswegs, sie langweilte ihn.

»Höre endlich einmal auf mit deinem Jammer!« unterbrach er ihn. »Wozu nutzt er . . . beruhige Dich, Bruder, fasse Dich und sey verständig. Du bist der größte Thor, den ich kenne.«

Aber Andreas hörte ihn nicht.

»Das Haar sträubte sich auf meinem Haupte, so schrecklich war dieser Schrei. Ich eilte wieder zur Oeffnung; der Fluß strömte bereits in das Kerkergewölbe. Ich beuge mich hinab, ich blicke hinein, ich sehe . . . o, warum schleuderte nicht der Himmel seinen Blitz zerschmetternd auf mein Haupt! . . . Ich sehe im Gewölbe ein Licht brennen . . . bei diesem Lichte sehe ich ein Mädchen . . . jung, schön, reizend, mit gefalteten Händen auf dem Knie liegen und höre sie den Himmel um Barmherzigkeit anrufen. Es kam mir vor, als

sey ihr Gebet an mich gerichtet, als habe der Himmel selbst mir in diesem Augenblick befohlen ... hörst Du, mir, ihrem Mörder, befohlen ... sie zu retten. Höllische Qual strömte durch meine Brust. Das Herz warf helle Flammen in meine Seele wie ein glühender Vulcan. Ich erfaßte die eiserne Lucke, ich wollte sie wieder in die Oeffnung hinein passen, aber der Fluß entriß sie meinen Händen, sie sank in die Tiefe. Mit wilder Raserei stürzte ich gegen die Mauer, ich wollte sie einschlagen, die Oeffnung des Gefängnisses erweitern, hineinsteigen und retten ... verstehst Du ... s i e retten, deren Untergang ich bereitet. Aber die Festungsmauer trotzte meinen Anstrengungen; die Raserei füllte meine Adern mit Feuer; ich rief um Hilfe; der Orcan überschrie mich; ich bestürmte den Himmel mit wilden Gebeten, aber er versteckte sich hinter düstern Wolken, aus denen nur der Mond einen blutigen Strahl auf mir warf. Noch einmal ruderte ich zu der Oeffnung; mit Verzweiflung erfaßte ich die Mauer; ich hörte, daß es über mich barst; ich lachte vor Freude, denn ich hoffte einen Augenblick, daß die Mauer einstürzen und mich in ihrem Fall begraben werde, wenn ich auch nicht vermochte, mir den Weg zu ihr zu bahnen. Die Prinzessin Tarrakanow hatte mich gehört, sie hatte mich gesehen; sie wandte sich zu mir. Ihr Antlitz strahlte mir verklärt entgegen; unsere Blicke begegneten sich; nie hat der Himmel einen solchen Blick auf einen Sterblichen geworfen ... Da plötzlich erlosch das Licht und Finsterniß herrschte rings; es war Nacht drinnen ... tiefe Todesnacht. Ohnmächtig sank ich hin; meine Besinnung war geschwunden. Als ich wieder zu mir kam, lag ich am Fuße des Festungswalles.

Orlow war gleichgiltig im Zimmer auf und ab gegangen. Er schien mit Ungeduld zu erwarten, daß der Bruder schweige.

Als Andreas jetzt eine Pause machte, wandte er sich zu ihm.

»Bist Du jetzt zu Ende?« fragte er.

Aber noch stürmte es in der Brust des Bruders; seine Augen glühten von dunklem Feuer.

»Zu Ende?« wiederholte er. »Zu Ende? . . . Hat die Gewissensqual ein Ende? . . . Sie hat einen Morgen, und blutroth geht ihre brennende Sonne auf . . . Aber sie geht nimmer unter . . . sie hat keinen Abend, keine Ruhe, keinen Frieden, keinen tröstenden Schlummer . . . Zu Ende? Ach nein! Wie wunderbar wechseln nicht die Gedanken in unserer Seele! Als ich, ermattet durch meine Anstrengung und vernichtet durch den Gedanken, die Arme im Schooß der Wellen begraben zu wissen, erwachte, da trat ein Traum vor meine Seele . . . Ach, dieser Traum war so schön, so herrlich! . . . Es war mir, als öffne sich die Gefängnißthür in demselben Augenblicke, wo der Fluß im Begriff war, sie in sein endloses Grab zu reißen . . . ich sah ein neues Licht in der Oeffnung der Thür, ich sah zwei Gesichter hereinblicken, sah sie näher kommen . . . Im Traum bot ich Alles auf und flehte sie um Rettung an, aber ich konnte kein einziges Wort hervorbringen . . . Nichtsdestoweniger hörte ich, wie sie flüsterten, sah, wie sie die Prinzessin erfaßten, sie aufhoben, hinaustrugen . . . Ach, ich sehe sie noch . . . der Traum war so lebhaft, ein Gefühl von Seligkeit durchströmte meine Brust . . . ich glaubte sie gerettet . . . war es nur ein Traum, oder war es Wirklichkeit? . . . O, wie oft habe ich mir diese Frage gethan! . . .«

Hingerissen von dieser neuen Eingebung barg Andreas sein Antlitz in den Händen.

Orlow näherte sich ihm abermals und ergriff ihn am Arm.

»So komm doch zu Dir selbst zurück,« sagte er, »ich habe Dir ja schon versichert, daß ich Wichtiges mit Dir besprechen muß!«

Andreas starrte ihn schweigend an.

»Hast Du schon einen Thautropfen in einer verwelkten Blume gesehen?« fragte er.

»Was willst Du damit sagen?«

»Der Traum in unseren Herzen ist ein solcher Thautropfen; in diesem Tropfen spiegelt sich Alles ab, was der Himmel Schönes besitzt.«

Orlow wandte ihm den Rücken.

»Mit diesem süßen, hoffnungsreichen Traumbild eilte ich in die Festung. Aber kaum hatte ich das Thor hinter mir, als ich schon die Nachricht von dem Tode der Prinzessin Tarrakanow hörte. Hartnäckig eingenommen von dem Traumbild zweifelte ich an der Wahrheit dieser Aussage und verlangte sie zu sehen. Man zeigte sie mir, aber welch ein Schreckbild sah ich! Es war nicht das wunderbar schöne Mädchen, das ich in der Nacht gesehen, es war eine entstellte, aufgeschwollene, häßliche Leiche, vor der ich mit Schaudern zurückwich.«

»Thörichter Mensch!« murmelte Orlow, während er die Arme auf der Brust kreuzte und Andreas mitleidig betrachtete.

»Ich kehrte zu Dir zurück... ich vertraute Dir meine Verzweiflung an... Du lachtest... Was geschehen ist, sagtest Du zu mir, muß ein Geheimniß zwischen uns bleiben. Die Kaiserin wäscht ihre Hände in Unschuld; der Tod der Prinzessin ist eine unglückliche Folge der Ueberschwemmung.

Vergiß das nicht! . . . Und gleichgiltig wandtest Du mir den Rücken.«

Ein Achselzucken war Orlow's ganze Antwort.

»Ein Geheimniß!« fuhr Andreas fort. »Welch ein fürchterliches Geheimniß! Wie ein Gift frißt es in mir, verzehrt mein Herz, meine Seele, ohne daß es mich selbst zu verzehren im Stande ist. Mit mir selbst und meinem Verbrechen allein hat kein Gefangener bisher grausamer gemartert werden können als ich. Ich habe in der Geschichte nachgeschlagen, um eine That zu finden, vor welcher die meinige erblassen könnte; vergebens! Kein Mord übertrifft den meinigen an Schändlichkeit. Feige und meuchlerisch tödtete ich ein gefangenes, wehrloses, nicht von dem lauernden Feinde träumendes Weib. Ich verrieth die Unschuld und Tugend, ohne jemals meine Schande hinter irgend einem Vorwande verstecken zu können . . . Haßte ich sie? . . . O mein Gott, ich kannte sie ja nicht einmal! Tödtete ich sie in einem Augenblick der Heftigkeit mit eigener Hand?... Nein, nein! Ich entfesselte den Fluß und tödtete sie. Liegt nur ein Funke von Muth in dieser Handlung? . . . Nein, nein, nur Schändlichkeit und Feigheit! . . . O, unerhörte Schmach! . . . Und dennoch lebe ich . . . aber wovon lebe ich? . . . Willst Du es hören?«

»Sprich, Andreas, sprich! Ich weiß ja von altersher, daß Du doch nicht aufhörst, ehe Du deine Gedanken erschöpft. Beeile Dich nur, denn ich habe keine Zeit zu verlieren. Du mußt heute ein Geschäft übernehmen; die Zeit eilt!«

Andreas folgte noch immer ausschließlich seinem eigenen Gedankengange.

»Von drei Gedanken habe ich gelebt; von drei schreck-

lichen Gedanken, deren einer noch immer schauriger ist als der andere. Ich habe von meiner Angst vor mir selbst gelebt und auf diesem Boden eine reiche Nahrung für meine Qual gesucht und gefunden, denn sie jagte den Schlummer von meinen Augenlidern und setzte die Unruhe meiner Seele in eine ewige Thätigkeit. Ich habe von der Hoffnung gelebt, daß der Traum . . . ach, es war ja mehr als ein Traum . . . es war eine Erscheinung; daß diese Erscheinung, welche mir die Prinzessin als lebend zeigte, nicht blos ein Phantasiebild ohne alle Wirklichkeit sey. Diese Hoffnung hat mir Bilder vorgegaukelt, die mit meinen Qualen spielten, damit sie nicht dahin sterben konnten, sondern mit verstärkter Kraft und in erneuter Gestalt beständig wieder zurückkehrten. Dies haben sie auch gethan und unaufhörlich bin ich immer tiefer und tiefer in den Abgrund versunken . . . Aber nicht genug hiemit. Du weißt nicht, was hier im Innersten meines Herzens vorging, als ich vergebens meine ganze Kraft zu ihrer Rettung aufbot, als ich sah, wie sich ihre Knie beugten in dem matten, schon im nächsten Augenblick erlöschenden Licht, als ich sah, wie sie ihr von der heiligen Glorie des Todes verklärtes Antlitz zu mir wandte, wie ihre Lippen mich um Hilfe anflehten, wie ihre sanften, reinen, von wahrer Unschuld belebten Augen in die meinen blickten . . . Du weiß nicht . . .«

Andreas schwieg. Ein kalter Schweiß rann ihm von der Stirn; sein Erscheinen würde jedem Andern Schrecken eingeflößt haben, auf den Bruder aber brachte es keine Wirkung hervor.

Ebenso fein wie die Gesichtszüge Orlow's gebildet waren, ebenso grob und plump waren die des Bruders.

Unter der hervorstehenden, hohen Stirn glänzten große

graue Augen; sein Antlitz war lang und breit, die Wangen waren eingesunken. Wilde Leidenschaften zehrten lange und tief in ihm; er schien nur von Knochen und Muskeln zusammengesetzt, denn Fleisch belästigte ihn wenig. Aber diese magere Gestalt hatte dennoch nichts von ihrer ursprünglichen Riesenkraft verloren, davon zeugte jede seiner Bewegungen, selbst seine Rede und seine Denkweise. Die Natur schien aus Eigensinn in körperlicher Hinsicht Andreas nicht nur für sich selbst, sondern auch zugleich mit für seinen Bruder ausgebildet zu haben; legt man hiezu noch, daß schreckliche, strafende Leidenschaften, ebenfalls in kolossalem Maße, jetzt in Andreas' breiter, riesiger Brust wütheten, wie der Sturm in dem Pfeilergewölbe einer Ruine heult, so lag wirklich etwas Großartiges, ja sogar Erhabenes in diesem Manne, was ihn im höchsten Grade ungewöhnlich machte und seinem Wesen den Stempel von etwas Ungeheurem aufdrückte.

Aber die Ruhe, mit welcher Orlow seiner Raserei begegnete, bewies auch, daß es ihm nicht weniger an Muth und Kraft fehlte, wenn diese auch weniger in die Augen fallend waren. In des Bruders Auge las man ein ganzes Heidenthum von trostloser Verzweiflung, aus Orlow's Augen sprach ein nicht weniger leidenschaftliches Herz, aber zugleich auch Klugheit und Berechnung, Verstand und List.

Vor Allem zeigte sich Orlow so in Gegenwart seines Bruders. Wenn dieser rasete, so fühlte er sich klein und unbedeutend, ja es gab sogar Augenblicke, wo er diese großartige Kraft bewundern, ja beneiden mußte, die mit der Wildheit eines zügellosen Stromes sich dahin stürzte und Alles, was ihm in den Weg kam, über den Haufen warf. Orlow wußte aber, daß er in einer Hinsicht stets die Herr-

schaft über ihn behielt, und zwar in der ruhigen, überlegenden Unterhaltung. Wenn Andreas ausgewüthet hatte, so lenkte Orlow ihn wieder wie ein Kind.

Wie ungleich diese Brüder auch waren, so waren sie doch unzertrennlich. Nicht allein das Verbrechen, von welchem Andreas gesprochen, vereinigte sie, sondern auch eine gegenseitige Zuneigung. Orlow war als Beamter hoch gestiegen, Andreas war mit seiner Qual in seiner Unbedeutendheit geblieben; aber auch in dieser war er uneigennützig seinem Bruder von Vortheil.

Einen entschlosseneren und zuverlässigeren Bundesgenossen als Orlow in seinem Bruder besaß, konnte nie ein Chef der geheimen Polizei besitzen.

Während Andreas schwieg, haftete sein Auge auf einem einzigen Punkt. Er schien einen Blick auf die entschwundenen neunzehn Jahre zu werfen, auf alle die Schmerzen, welche ihn während dieser Zeit zerrissen.

»Du weißt nicht . . .« stammelte er, als er endlich wieder zu sich kam . . . »Du weißt nicht . . .«

»Was weiß ich nicht?«

Andreas' Augen fielen auf Orlow.

»Hast Du schon die Klageweiber an dem Bette der Unsterblichen gesehen?« fragte er.

»Was soll die Frage?«

»Hast Du gehört, wie sie den Todten fragen, warum er von ihnen gegangen?« *)

»Nun ja, ich habe es gehört!«

»Hast Du auch die Antwort gehört?«

»Nein, niemals!«

*) Auf die russische Sitte bezüglich.

Andreas schwieg abermals. Langsam hob sich seine Brust; er schöpfte Athem, als liege ihm eine Centnerlast auf der Brust. Seine Augen sanken fast gläsern unter der hervorstehenden gewölbten Stirn ein. Ein schrecklicher Gedanke arbeitete in ihm und ermattete ihn.

»Kann man todt und dennoch lebendig seyn, kann man lebendig und dennoch todt seyn?« fragte er wieder. »Ich muß sprechen; ich vermag meine Qual nicht länger in mir zu tragen . . . Du mußte etwas Schreckliches erfahren!«

Orlow verstand ihn nicht; er hatte Andreas noch nie so sprechen hören. Verwundert näherte er sich ihm.

»Du hast mir etwas anzuvertrauen?«

»Sehr viel . . . ein Geheimniß!«

Eine unerklärliche Unruhe bemächtigte sich Orlow's. Was konnte Andreas meinen? Da glaubte Orlow zu ahnen; seiner Unruhe folgte die Angst.

»Du sprachst vorhin, Du lebtest von deiner eigenen Qual!«

»Ich sagte es!«

»Du sagtest auch, Du habest geträumt, daß die Tarrakanow lebte.«

Andreas nickte bejahend.

»Sollte es möglich seyn? Lebt sie wirklich?«

»Ja, ja!«

»Täuschest Du mich nicht? Erkläre Dich!«

»Sie lebt hier . . . hier in meinem Herzen!«

Orlow athmete leichter.

»In deinem Herzen? . . . Ah, ich errathe!«

»Du erräthst? Sie ist todt, und dennoch lebt sie in meiner Brust . . . Sie lebt in meiner Brust und dennoch ist sie todt auf Erden. Begreifst Du mich?«

»Vollkommen!«

»Als ich die Prinzessin sterbend, betend, mit dem Lächeln eines Engels in ihrem Auge sah, als ich mich selbst außer Stande sah, sie zu retten, da fühlte ich mein Herz klopfen, da trat eine Thräne in mein Auge, ein Seufzer hob meine Brust und ihr Bild blieb in meiner Seele . . . Ich liebte! . . . Jahre sind seitdem verschwunden, Winter und Sommer haben seitdem so oft gewechselt, der Frühling kam so oft mit Blättern und Blumen und der Herbst jagte sie wieder davon; aber hier — hier in meiner Brust hat sie stets geherrscht, und wenn ich einen Stern in den blauen Wellen der Newa zittern sah, dann glaubte ich immer sie lächeln zu sehen, wie sie in der Todesstunde lächelte. Todt und lebend zugleich liebe ich sie und verfluche ich mich.«

Andreas hatte alle seine Kräfte erschöpft, der Riese sank auf einen Stuhl und ruhte hier mit gesenktem Blick, ein Bild der Verzweiflung.

Orlow war ein kalter, in gewisser Beziehung sogar herzloser Mann, aber er konnte doch seinen Bruder nicht in dieser Lage sehen, ohne Theilnahme für ihn zu empfinden.

»Armer Bruder!« sagte er, »Du leidest!«

Orlow sprach diese wenigen Worte mit einer Wärme, an welche Andreas nicht gewohnt war, aber Orlow fühlte auch in diesem Augenblick ein innigeres Mitleid mit seinem Bruder als jemals.

Die Liebe war eine Leidenschaft, die er begriff.

Andreas erhob jetzt sein Haupt und wandte sich zu ihm. Diese freundliche Stimme that seinem Herzen wohl.

»Andreas,« sagte Orlow zu ihm, »Du bist ein Mann und mit zu vielen guten Eigenschaften begabt, als daß deine

Lage mir nicht wehe thun sollte. Du mußt jetzt wie schon früher so oft in Thätigkeit kommen, um den Dämonen entrissen zu werden, die unaufhörlich deine Ruhe vernichten. Glaubst Du, daß ich Dich liebe, Andreas?«

Andreas schaute unwillkürlich auf.

»Du hörst mich nicht,« fuhr Orlow fort; »weißt Du, daß Du vorhin drohtest, mich, deinen Bruder zu ermorden, der doch Alles für Dich thut?«

»Wie? Dich morden?«

Seine Stimme war jetzt so eintönig, wie sie vorhin kräftig gewesen war.

Du rasest, Du warst wahnsinnig! »Du hast die ganze Welt angekagt . . . Armer Andreas, Du bist krank!«

»Dich morden wollen?« wiederholte er in demselben Ton.

»Du hast des Himmels Fluch über deinen Bruder herabgerufen, hast ihn für einen Schurken erklärt . . . Habe ich Dich nicht stets mit Güte behandelt?«

»Ivan, Ivan, kannst Du mir verzeihen?«

»Jetzt wie immer! Komm an meine Brust!«

»Dich morden! . . . Ist es möglich, daß eine solche Drohung über meine Lippen gekommen! O, es ist schrecklich! Du bist ja der Einzige, den ich noch auf der Erde liebe! . . . Mein Gott, und ich konnte Dir drohen! Mein Kopf schmerzt , meine Pulse schlagen unruhig . . . Ja, ja, ich weiß nicht immer, was ich sage, ein böser Geist hat mich in seinen Klauen, der Satan tobt zuweilen in meinem Herzen.«

»Du bist nur krank, mein Bruder, sehr krank. Ich weiß ein Mittel, durch welches Du wieder gesund werden könntest.«

»Du weißt es?«

»Wie ich Dir sage.«

»Das Blut gährt und brennt in meinen Adern, die Pulse klopfen wie ein Eisenhammer, die Gedanken fliegen dahin wie ein Wirbelwind. Es stürmt in meiner Seele, es raset in meiner Brust, es dröhnt in meinen Ohren. Du hast Recht, ich bin sehr krank. — Du glaubst wie ich, nicht wahr?«

»Was glaubst Du denn?«

»Daß das Leben eine Krankheit und der Tod Gesundheit ist.«

»Keine Thorheit jetzt, Andreas! Willst Du gesund werden, so mußt Du thätig seyn, in den Gang der Ereignisse eingreifen, Dir selbst und Andern nützlich werden.«

»Andern! Ja, ja, Andern! . . . Sag' mir nur, was ich thun soll.«

»Willst Du Auszeichnungen erwerben?«

Andreas schüttelte den Kopf.

»Ehre?«

»Nein, nein!«

»Die Gunst und Gnade der Kaiserin?«

Andreas lächelte bitter.

»Bei Gott, Andreas, Du bist ein schlecher Russe! Du verehrst deine Kaiserin nicht und liebst auch dein Vaterland nicht!«

Mit einer heftigen Bewegung sprang Andreas wieder von seinem Platze auf. Seine Augen erweiterten sich, seine Wangen färbten sich mit einer matten Röthe. Er erhob den einen Arm mit geballter Faust wieder über Orlow's Haupt, während er mit der andern Hand die Schulter des Bruders erfaßte.

»Reize mich nicht nochmals mit dieser Beschuldigung, Ivan! Bringe mich nicht zur Raserei!«

»Ein Russe arbeitet und klagt nicht. Du klagst nur und arbeitest nicht!«

»So?«

»Ein Russe gehorcht, ohne zu überlegen, Du überlegst nur und gehorchst nie.«

»Ivan, Ivan!«

»Ein Russe betet seinen Herrscher an und nicht sich selbst. Du betest nur Dich selbst an und verachtest die Gunst deiner Herrscherin.«

»Du verstehst mich nicht.«

»Ein Russe nimmt die Welt wie sie ist und überläßt sich nicht den eigenen Schwärmereien.«

»Ich bitte Dich, Ivan, sag mir, was ich thun soll!«

»Ich achte deine Gefühle, aber ich behaupte: deine Liebe ist ein Wahnsinn. Du liebst ja eine Todte! Du kämpfst gegen ein Nebelbild der Luft, bist ein Opfer deiner thörichten Einbildung. Wie soll dies anders enden als im Irrenhause?«

Andreas senkte den Blick zu Boden.

»Du bist ein Mann von Scharfsinn, wenn Du es nur seyn willst; Du hast Herz und Kopf, wenn Du sie nur anwendest; Du hast Kräfte wie ein Löwe, aber sie sterben in Schwäche fort; Du hast Kühnheit und Muth, aber Du rasest mit ihnen gegen Dich selbst; Du hast Alles, was ein Mann sich nur wünschen kann, und wünschest nichts.«

Wir haben bereits erwähnt, daß der Tag sich schon neigte und der Abend seine Schatten über die Erde breitete. Jetzt drang mit einem Male wie durch einen Zauberschlag ein starkes Licht vom Parke in das Zimmer.

Es war die festliche Beleuchtung, mit welcher das Peter-Paulsfest in Peterhof stets geschlossen wurde.

Gleichzeitig wurde die Luft von einem grenzenlosen Jubel Tausender von Stimmen und von starker Hornmusik erschüttert.

Andreas zog lauschend die Augenbrauen, Orlow erfaßte seine Hand.

»Hörst Du, wie heiter es draußen hergeht? Werde ein Mann und auch Du wirst Vergnügen am Leben finden. Ich möchte Dir etwas anvertrauen, wenn ich mich auf Dich verlassen könnte.«

»Das kannst Du, Ivan! Sag' mir, was ich thun soll!«

»Du weißt, daß Rußland unter der Kaiserin Krieg mit mehren Nachbarländern hatte.«

»Ich weiß es!«

»Du hast an keinem einzigen Theil genommen.«

»Nein!«

»Begreifst Du nicht, was Dieser oder Jener deshalb von Dir sagen könnte? Man hält Dich für feig.«

Das wenige Blut, welches in Andreas' Antlitz circulirte, verschwand mit einem Male.

»Feig? Wer hat das gesagt? Er soll es büßen!«

Andreas' Augen funkelten; seine Hand ballte sich krampfhaft.

»Ivan,« rief er, »willst Du, daß ich in den Krieg gehe oder soll ich mich mit Denen schlagen, die das gesagt haben, und sie wie Hunde todtschlagen?«

»Du sollst keines von Beiden!«

»So sprich, was soll ich?«

»Willst Du ein unglückliches Mädchen retten?«

»Gern! . . . Laß hören!«

»Durch Intriguen und Cabalen sucht man sie ins Verderben zu ziehen.«

»Ich rette sie!«

»Aber sie sieht selbst das Unglück nicht ein, das ihr droht und sie könnte Widerstand leisten.«

»Sey unbesorgt.«

»Du kennst ja Fräulein Willanow?«

»Ich kenne sie!«

Ein Kanonendonner dröhnte draußen; es war ein Signal, das für die Kaiserin gegeben wurde.

»Hörst Du?«

»Ist das Leben oder die Ehre der Willanow in Gefahr?«

»Man schießt . . . . hörst Du? . . .«

»Auf welche Weise soll sie gerettet werden?«

»Die Kaiserin hat sich in den Park hinab begeben. Ich muß fort!«

»Ich lasse Dich nicht eher fort, als bis Du mir gesagt hast, auf welche Weise die Willanow . . .«

»Laß mich!«

»Ich halte Dich fest; ich will etwas thun und Dir beweisen, daß ich ein Mann bin!«

Da hörte man ein Klopfen an der äußeren Thür. Orlow begab sich hinaus. Der Polizist war zurückgekehrt, um seine Meldung in Betreff der Lechi zu machen.

Nachdem Orlow diese empfangen, kehrte er mit freudigem Antlitz zu Andreas zurück.

»Du willst sogleich handeln,« sagte er zu ihm, »Du sollst es!«

»Dank Dir, Ivan!«

»Gegen zehn Uhr oder etwas später wirst Du ein gesatteltes Pferd hier draußen finden.«

»Weiter!«

»Du besteigst es!«

»Nun?«

»Dann begibst Du Dich nach Strelna's Ruinen.«

»Nun dann?«

»Du hältst bei der kleinen St. Maria-Capelle.«

»Gut!«

»Gegen eilf Uhr trifft die Willanow dort ein. Du ergreifst sie, bindest sie auf deinem Pferde fest und jagst mit ihr davon.«

»Wohin?«

»Nach Petersburg. Du mußt noch vor Beginn der Nacht dort eintreffen . . . Aber ich vergaß Eines! Es wäre gefährlich, sich zu übereilen.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Der Volksstrom auf der ganzen Chaussée; ein Ritt mit einem Mädchen auf einem Pferde würde verdächtig erscheinen. Nimm diese Polizeikarte.«

»Ich verstehe . . .«

»Sobald Du in Strelna eintriffst, zeigst Du diese Karte dem ersten Polizeisergenten, den Du antriffst.«

»Soll geschehen.«

»Du befiehlst ihm, einen verdeckten Wagen herbei zu schaffen. Er wird Dir Gehorsam leisten.«

»Weiter!«

»Du setzest das Mädchen in den Wagen und jagst davon.«

»Wie Du willst!«